

Geld, Tausch und Nachhaltigkeit

Die Motoren der künftigen Wirtschaft

Geld, Tausch und Nachhaltigkeit **Die Motoren der künftigen Wirtschaft**

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Vorwort | 1 |
| Nicht für DM oder Euros – für Talente oder Prinzen | 2 |
| Nicht für Pesos und Dollars – sondern für Créditos | 4 |
| Geld und Tausch | 6 |
| Geld und Nachhaltigkeit | 9 |
| Nachhaltige Geldanlagen – sozialverträglich und erfolgreich | 15 |
| Geld und moderne Gesellschaft – die Geschichte einer innigen Beziehung | 19 |
| Geld und der weibliche Archetyp | 21 |



Dr. Jürg Conzett

Jürg R. Conzett, 1947, studierte Geschichte und Psychologie an der Universität Zürich (Dr. phil. I., 1972). In den USA absolvierte er die Management-Schule an der Stanford University, Kalifornien (MBA, 1976). Mehrjährige Aufenthalte in New York und Tokyo (1976–80) als Finanzanalyst bei Citibank bildeten ihn in der globalen Vermögensverwaltung aus. Als Mitglied der Geschäftsleitung der Dow Banking Corporation in Zürich (1982–86) entwarf er die Anlagepolitik dieser Bank. Bei Bank Cantrade in Zürich (1986–90), einer Tochtergesellschaft der UBS, war er verantwortlicher Direktor für Finanzanalyse. Seit 1990 ist er selbständig in der Finanzberatung und im Verlagswesen tätig (Conzett, Jopp und Oesch Verlage).

Vorwort

«Der Wechsel allein ist das Beständige!» Dies Wort des deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer war das Lieblingszitat meines Unternehmeronkels. In der Tat: Den steten Wandel erleben wir heute täglich – privat und am Arbeitsplatz. Wir ziehen um, die Familie wächst oder zerbricht, unser Unternehmen fusioniert oder ändert seine Struktur. Auch in Wissenschaft und Forschung werden scheinbar gültige Erkenntnisse ständig durch neue ersetzt. Die Globalisierung, die Intensivierung des Wettbewerbs und technologische Innovationen verändern unsere

Welt ebenfalls in unglaublichem Tempo. Und nicht zuletzt befinden sich einst prosperierende Länder wie Argentinien nahe am Bankrott, sind renommierte Unternehmen zusammengebrochen und erschüttern Skandale um gierige Manager und Bilanzfälschungen das Vertrauen in unser scheinbar so stabiles Wirtschaftssystem.

Die vielfältigen Krisen der Gegenwart bewirken allerdings gerade durch die Kraft, mit der sie uns schockieren, ein Umdenken und einen Paradigmenwechsel. Dass dieser sich auch auf der Geldebene manifestiert, wundert mich dabei nicht, denn Geld hält der Gesellschaft immer einen Spiegel vor.

Um diese Spiegelung geht es auch in dieser Publikation. Sie beinhaltet sieben Beiträge, die sich auf je unterschiedliche Weise mit Geld beschäftigen. Die ersten drei Texte widmen sich dem Thema «Geld und Tausch», wobei die ersten beiden alternative Formen von Zahlungsmitteln vorstellen, wie sie heute von Tauschringen und Zeitbörsen entwickelt werden. Denn gerade sie veranschaulichen besonders gut, wie erfinderisch Menschen auf eine veränderte Wirtschaftslage zu reagieren vermögen. Die nächsten zwei Beiträge plädieren vor allem dafür, im Umgang mit Geld neben den finanziellen auch vermehrt ethische, d. h. soziale und ökologische Überlegungen anzustellen. Das betrifft insbesondere auch das Geldanlegen, denn hier stelle ich ebenfalls einen Wandel in der Wahrnehmung fest: Der Anleger nämlich ist nicht länger allein auf den schnellen und möglichst hohen Profit fokussiert – vielmehr will er wissen, was mit seinem Geld genau passiert. Darum enthält diese Broschüre auch zwei Interviews mit Experten in Sachen Nachhaltigkeit. Ein weiterer Text analysiert die Wechselwirkung zwischen Geld- und Gesellschaftssystemen – und ein letzter schliesslich deckt verborgene, neue Aspekte des Themas auf.

Insgesamt bietet Ihnen diese Publikation also eine Fülle von Anregungen, näher über die Beziehung zwischen Mensch und Geld nachzudenken. Und sollten Sie über diese Anregungen hinaus auch auf neue Erkenntnisse stossen, freue ich mich besonders.

Jürg Conzett, Juli 2003
«Direktor» MoneyMuseum
www.moneymuseum.com

Nicht für DM oder Euros – für Talente oder Prinzen

Nicht nur für Privatpersonen, sondern auch für Firmen und Vereine interessant: Tauschringe und Zeitbörsen

Talente als Währung

Alle brauchen es. Alle wollen es. Nur, die meisten haben zu wenig davon: Geld. Was also tun, wenn das Geld für einen Babysitter, für den regelmässigen Frisör-Besuch oder den Sprachkurs fehlt? Was tun, wenn die Wohnung dringend einen frischen Anstrich benötigt, ich aber «zwei linke Hände» beklage und kein Freund oder Nachbar hilft?

«Seit ich Mitglied in unserem Freiburger-Talente-Tauschring bin, ist das kein Problem mehr für mich», erzählt die 43-jährige Sozialarbeiterin Elke Schüler. Ich treffe sie in der Wohnung von Ulrich Jankowski. Auch er ist Mitglied im Freiburger Tauschring. Elke Schüler steht auf der Leiter und putzt die Küchenfenster. Einmal in der Woche hilft sie dem 51-Jährigen, alleinstehenden Informatiker bei der Hausarbeit.

Wenn sie mit ihren Arbeiten fertig ist, erhält Schüler für ihre Hilfe allerdings keine D-Mark. Auch wird Jankowski nicht, wie in der direkten Nachbarschaftshilfe üblich, sich mit einem Blumenstraus oder einer Handreichung bei ihr revanchieren. Sie erhält für ihre Arbeiten so genannte «Talente». So heisst die Verrechnungseinheit, mit der alle Leistungen und Waren in ihrem Tauschring verrechnet werden. Ulrich Jankowski wird einen Buchungsauftrag über 50 Talente ausstellen und dieser Betrag wird Schüler auf ihr Konto bei der Zentrale des Tauschrings gutgeschrieben. Im Gegenzug wird das Konto von Jankowski mit dem gleichen Betrag belastet.

«Mit den Talenten kann ich das finanzieren, was ich mir für D-Mark sonst nicht leisten könnte», beschreibt Schüler ihre Beweggründe für den Eintritt in den Tauschring. Sie ist alleinerziehende Mutter und mit ihrer Halbtagsstelle verdient sie nur das Nötigste. Mit den Talenten jedoch konnte sie beispielsweise die Reitbeteiligung ihrer Tochter oder deren Französisch-Nachhilfeunterricht bezahlen. Für sich selbst hat sie einen Computer gekauft und die PC-Schulung bezahlt. Manchmal leiht sie sich auch einen Wagen aus.

Jankowski wurde nach seiner Scheidung auf den Tauschring aufmerksam. Er erhoffte sich Hilfe bei den Hausarbeiten. Ein ungewohnter und nicht einfacher Schritt für den Informatiker. Er hat «lernen müssen», wie er es nennt, seine Fähigkeiten als Computer-Fachmann nicht anonym gegen D-Mark, sondern in einem sozialen Kontext gegen Talente anzubieten. Inzwischen weiss er diese

Vorteile zu schätzen. Seine Geburtstagsfeier hat er ebenso von Tauschringmitgliedern organisieren lassen wie den Umzug seiner kranken Eltern, daneben die Hilfe im eigenen Haushalt. Um seine Talent-Schulden zu begleichen, bietet er Dienste an, die für ihn einfacher sind und ihm mehr Spass machen: PC-Beratung und Hilfe bei der Existenzgründung.

Angebot und Nachfrage

Kennen gelernt haben sich Schüler und Jankowski über dessen Anzeige in der Marktzeitung «Suche Hilfe bei Haushaltsarbeiten ...». Mit der Mitgliedschaft erhält jeder diese monatlich erscheinende Zeitung des Tauschringes, in der die Angebote und Nachfragen der Mitglieder veröffentlicht werden. Und schon können die Tauschaktivitäten beginnen.

Die Marktzeitung ist, zusätzlich zu den Floh- oder Tauschmärkten, das bedeutendste Vermittlungsinstrument für die Tauschpartner. So unterschiedlich die Mitglieder im Tauschring sind, so vielfältig sind die Angebote: In den grossen Tauschringen wie in Berlin, Hamburg und München mit ihren bis zu 1500 Mitgliedern liest sich die Marktzeitung wie ein kleines Branchenbuch. Von «A» wie Altenpflege oder Autoverleih bis «W» wie Wohnungsauflösung sind hier bis zu 500 Angebote zu finden. Dazu gehören: Babysitting, Büroarbeiten, Computerkurse, Druckereierzeugnisse, Elektroarbeiten, Fahrradreparaturen, Ferienwohnungen, Haushaltshilfe, Kleintransporte, medizinische Betreuung, Nahrungsmittel, Sprachkurse, Umbau- oder Renovierungsarbeiten bis zu Umzugshilfen. In einigen Tauschringen ist man inzwischen so weit, mit Talenten selbst die Betreuung von Kranken zu organisieren, Kindergärten umzubauen – und selbst eine freie Schule mitzufinanzieren.

Dabei läuft der Austausch der Dienstleistungen und Waren innerhalb der 350 Tauschringe in Deutschland nach dem gleichen Prinzip: Der Wert der erbrachten Leistung wird in der jeweiligen, lokalen Verrechnungseinheit auf ein Konto bei der Tauschringzentrale gutgeschrieben. Umgekehrt wird das Konto desjenigen, der die Leistung beansprucht hat, mit dem gleichen Betrag belastet.

Die komplementäre Nebenwährung

«Talente», «Blüten», «Kreuzer», «Peanuts», «Tiden» – die Namen, die die Tauschringe den Verrechnungseinheiten gegeben haben, sind je nach Ort und Stadtteil verschieden und orientieren sich häufig an regionalen Begebenheiten. Allen Verrechnungseinheiten gemein ist, dass sie nicht konvertibel zur D-Mark sind: ein Anreiz, in den Ringen zu tauschen, denn Guthaben und Schulden dürfen nicht mit D-Mark beglichen werden.

Zwischen den Tauschringen gibt es allerdings einen deutlichen Unterschied in der Frage, nach welchen Kriterien die Leistung zu berechnen ist. Dabei lassen sich grundsätzlich zwei Strömungen unterscheiden: In der einen, wie im Talente-Tauschring Freiburg, handeln die Mitglieder das Entgelt für ihre Leistungen untereinander frei aus. Dabei dient die D-Mark als Orientierungsmarge für die Verrechnungseinheit. Die Tauschringe der anderen Richtung berechnen die Leistungen mittels einer so genannten Zeitwährung und werden auch als «Zeitbörsen» bezeichnet. Bei ihnen ist eine Stunde Babysitting ebensoviel wert wie eine Stunde Sprachunterricht oder Computereinführung. Dabei haben die jeweiligen Tauschringzentralen für eine Stunde Arbeitsleistung jeweils einen Richtwert festgelegt: In Berlin-Kreuzberg z. B. sind es 20 Kreuzer, in Bremen 6 Tiden, in Eschwege 20 Werra-Thaler.

Den Weg, den die Zeitbörsen beschritten haben – fast zwei Drittel der Tauschringe in Deutschland arbeiten mittlerweile nach ihren Prinzipien – birgt gewiss ein grösseres Moment an Utopie. Demgegenüber verweisen die Befürworter der differenzierenden Leistungsbewertung insbesondere auf die Notwendigkeit, breite Schichten anzusprechen und die Tauschringe auch für Gewerbebetriebe attraktiv zu gestalten.

Die Bank

Die Tauschringzentrale verbucht die eingehenden Gut- und Lastschriften auf den entsprechenden Konten und weist auf Kontoüberziehungen hin. Grundsätzlich werden alle Leistungen bargeldlos über die eigene Währungseinheit verrechnet. Dabei erfolgt die Kontoführung – wie in einer Bank – elektronisch. Damit Leistungen nicht nur abgerufen werden und sich einzelne Tauschringmitglieder so einseitig auf Kosten der anderen bereichern können, haben alle Tauschringe eine Schuldenobergrenze festgelegt, und die Mehrzahl hat auch ein Guthabenlimit eingeführt. Diese Limits liegen bei den meisten Tauschringen zwischen 25 und 35 Arbeitsstunden oder dem entsprechenden Äquivalent in der Alternativwährung: Wer das Schuldenlimit erreicht hat, muss erst selbst wieder aktiv werden, um Hilfe beanspruchen zu können; wer am Guthabenlimit angelangt ist, muss erst einmal einen Dienst in Anspruch nehmen, bevor er selbst wieder einen leisten darf.

Zinsen auf die Schulden zahlt niemand – gutgeschrieben aber werden auch keine. Nur eine kleine Gebühr wird monatlich vom Konto abgezogen, dies als Beitrag zur Vergütung der in der Tauschzentrale arbeitenden Mitglieder für ihre Bürodienste, die Kontoführung, die Herausgabe der Marktzeitung und Öffentlichkeitsarbeit. Auch sie erhalten für ihre Arbeit aber kein Bargeld, sondern bekommen Verrechnungseinheiten gutgeschrieben.

Ungewöhnlich für den Menschen, der an das Bankgeheimnis gewöhnt ist: In den Tauschringen sind alle Kontostände öffentlich. Jeder kann Einsicht in die Schulden oder Guthaben des Tauschpartners nehmen. Ein selten beanspruchtes Recht, mit dem die Tauschringe einem möglichem Missbrauch vorbeugen wollen.

Die Mitglieder

Die nachhaltige Stärke der Tauschsysteme liegt in der Vielfalt ihrer Mitglieder, deren Interessen und sozialen Milieus. Sie kommen aus den unterschiedlichsten Berufs- und Altersgruppen. Hier sind Medizinerinnen und Therapeuten ebenso vertreten wie Architekten und Lehrerinnen, Angestellte ebenso wie Facharbeiter, Studentinnen, Hausfrauen, Arbeitslose und Rentner.

Entsprechend unterschiedlich sind auch die Gründe, die die Mitglieder zum Engagement bewegen: Bei den einen stehen die wirtschaftlichen Aspekte im Vordergrund. Hier können sie ihre Kenntnisse und Fähigkeiten einbringen, die im Marktsektor nicht – oder nicht mehr – gefragt sind und im Gegenzug Dienste und Waren in Anspruch nehmen, die sie sich für D-Mark kaum leisten könnten oder würden. Wieder andere wollen Arbeiten ausführen lassen, die sie selbst ungern tun, um die so gewonnene Zeit für die Ausübung der eigenen Talente zu nutzen. Vielen ist zudem auch an einem Nebeneffekt des Tauschs gelegen: an der Kommunikation und am Aufbau neuer nachbarschaftlicher und kommunikativer Netze. Wieder andere sind in den Tauschringen eher aus sozialen und ideellen Gründen aktiv.

Neben den Privatpersonen treten inzwischen auch immer mehr Freiberufler und kleine Gewerbebetriebe in die Tauschsysteme ein. In der Zeit stagnierender Aufträge und Umsätze erwarten sie sich hier einen zusätzlichen Markt. So zählen in Freiburg bereits landwirtschaftliche Betriebe und Winzer zu den Mitgliedern des Tauschrings, dazu Bioläden und Restaurants, eine Nudelfabrik, eine Gärtnerei und eine Imkerei, ein Sägewerk, eine Druckerei und eine Schreinerei.

In der Zeit der knapper werdenden finanziellen Ressourcen haben inzwischen auch die Kirchen, Wohlfahrtsverbände und Vereine die Vorteile des Ringtauschs kennen gelernt. Auch sind die ersten Kommunen Mitglied in den örtlichen Tauschringen geworden: so z. B. die Stadt Witten im Ruhrgebiet oder die Stadt Baden-Baden. Andere – wie die Lutherstadt Wittenberg oder die Gemeinde Schriesheim – haben gar die Gründung des Tauschrings initiiert und finanziell unterstützt.

Der Boom der Tauschringe

Vor dem Hintergrund steigender Arbeitslosenzahlen und zunehmender sozialer Isolierung wurde in Deutschland der erste Tauschring 1992 in Halle a. d. Saale gegründet. 1995 fand bereits das erste Bundestreffen der Tauschringe in Berlin statt, an dem Vertreter von 50 Zeitbörsen und Tauschkooperativen teilnahmen.

Seitdem erleben die regionalen Tauschsysteme nicht nur in Deutschland, sondern weltweit eine Hochkonjunktur. Alleine in Europa sind in den letzten zehn Jahren rund 1'200 Tauschsysteme mit lokalen Währungen entstanden. Weltweit sind es rund 2'500. Einige von ihnen haben inzwischen ihr eigenes lokales Geld im Umlauf gebracht. So wird in Ithaca, im US-Bundesstaat New York, der Ithaca-HOURS von Farmern, Geschäftsleuten und Gewerbebetrieben als Zahlungsmittel angenommen. In Argentinien können die 370'000 Mitglieder der Tauschvereine mit ihrem Credito auf Märkten ebenso bar bezahlen wie in angeschlossenen Geschäften. Und selbst Kurse für die berufliche Weiterbildung lassen sich damit finanzieren.

In der Bundesrepublik ist die Zahl der Tauschringe inzwischen auf 350 gestiegen, mit ca. 40'000 Mitgliedern. Die Gründungswelle der Tauschringe hat sich inzwischen von den Städten auch auf kleinere Gemeinden ausgedehnt. So wird in der sächsischen Gemeinde Weisswasser ebenso selbstverständlich gegen Talente getauscht wie im bayerischen Bad Aibling gegen Wendelsteine oder in der Gemeinde Prinzhöfte gegen Prinzen. Und ein Ende der Neugründungen ist nicht abzusehen, denn wöchentlich kommen ein bis zwei hinzu.

Zentrale Internet-Adressen

Unter diesen Adressen finden Sie u. a. weitere Homepage-Adressen einzelner Tauschringe, aber auch Adressenlisten, Links und weitere Literatur zum Thema:

- www.tauschring.de
- www.tauschring-archiv.de

Nicht für Pesos und Dollars – sondern für Créditos

Hungern im Schlaraffenland

Argentinien zählte einst zu den zehn reichsten Nationen der Welt. Heute hat sich die Situation verkehrt. Das ehemalige Vorzeigeland des Neoliberalismus erlebt die schwerste Wirtschaftskrise seiner Geschichte. Angesichts der Kapitalflucht hat die Regierung alle Konten eingefroren, um den Zusammenbruch des Bankensystems zu verhindern. Das Land ist zahlungsunfähig. Der Peso hat im letz-

ten Halbjahr fast die Hälfte seines Wertes verloren. In den Supermärkten explodieren die Preise, während die Löhne auf der Stelle treten. Die Arbeitslosigkeit hat mit 25 Prozent Rekordniveau erreicht und täglich kommen Tausende hinzu. Obwohl in Argentinien genügend Weizen, Gemüse, Fleisch, Milch und andere Grundnahrungsmittel produziert werden, um fast das Zehnfache der eigenen Bevölkerung zu ernähren, leben heute bereits mehr als die Hälfte der 37 Millionen Einwohner unterhalb der Armutsgrenze. Es fehlt das Geld, um die heimischen Produkte zu kaufen.

Blühender Tauschhandel

Schon früh am Morgen strömen die Menschen schwer bepackt mit grossen Taschen, Kartons, Säcken und Plastikbeuteln auf eine leer stehende Fabrikhalle im Zentrum von Buenos Aires zu. Sie heisst «La Estacion» und ist der grösste überdachte Tauschmarkt in der Hauptstadt. Von rund 3500 Menschen, die hier zweimal in der Woche zusammenkommen, wird am nächsten Tag die Tagespresse wieder sprechen.

In drei Geschossen, auf endlosen Tischreihen aufgetürmt, wird hier alles getauscht, was die einen entbehren können und in Geld umsetzen wollen – und was die anderen dringend benötigen. Vor allem Nahrungsmittel sind gefragt: Mehl, Zucker, Reis, Eier, Brot, frisches Obst und Gemüse. Gefolgt von Kinderkleidung, Medikamenten, Bettwäsche, Haushaltsgegenständen bis hin zum Bürobedarf. Aber nicht gegen Pesos oder Dollars werden hier die Waren getauscht, sondern gegen «Créditos» (Kredite), so heisst die neue, alternative Währung.

La Estacion ist nur einer der über 7000 Tauschmärkte in Argentinien, deren Adressen und Öffnungszeiten in endlosen Spalten täglich in den Zeitungen veröffentlicht werden. Aber nicht nur auf den Tauschmärkten, auf freien Plätzen, in Kirchen oder leer stehenden Fabrikgebäuden ist der Crédito als Währung akzeptiert. Taxifahrer nehmen ihn ebenso an wie Handwerker, niedergelassene Ärzte, Privatkliniken oder Restaurant- und Hotelketten. Inzwischen wird selbst der Kauf von Grundstücken und Häusern auf Crédito-Basis von den Notaren beglaubigt. In der 13'000-Seelen-Gemeinde Calchaqui im armen Norden des Landes können mit den Kreditscheinen sogar die Steuern bezahlt werden.

Rund vier Millionen Argentinier überleben dank der neuen Währung. Inzwischen ist der Tauschhandel zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig geworden. Auf rund eine Milliarde Dollar wird der Tauschumsatz für das Jahr 2001 geschätzt. Selbst auf Plakaten in der Untergrundbahn in Buenos Aires wird Werbung für den Tauschhandel gemacht, der 2001 einen Zuwachs von rund 80 Prozent verzeichnete.

«Club del Trueque»

Im Frühjahr 1995 steht die argentinische Wirtschaft unter dem Schock der in Mexiko ausgelösten «Tequila-Krise»; die Arbeitslosigkeit klettert erstmals auf nahezu 20 Prozent. Drei Wissenschaftler – ein Chemiker, ein Psychologe und ein Museumsverwalter, alle arbeitslos – schliessen sich in Bernal, einem Vorort von Buenos Aires zusammen. Sie gründen den ersten Tauschclub Argentiniens, auf spanisch «Club del Trueque». «Mit Pesos hätten wir uns alles leisten können. Aber da niemand von uns Geld in der Tasche hatte, haben wir einfach angefangen, das Geld selber zu drucken», erzählt Rubén Ravera, einer der drei Initiatoren. «Und der Tauschhandel schlug ein und funktionierte, obwohl diese Créditos durch gar nichts gedeckt waren, ausser dem Vertrauen und dem Glauben der Klubmitglieder», so Ravera.

Wer Mitglied im Tauschclub werden will, muss dies schriftlich beantragen und die «Prinzipien des globalen Tauschnetzes» anerkennen. Sie bedeuten: «Jeder kann irgendetwas, und jeder vermag etwas einem Angebot entgegenzusetzen.» «Wir glauben, dass es möglich ist, auf dem Weg der gegenseitigen Hilfe die kalte Konkurrenz, den Profit und die Spekulation zu überwinden», so die Statuten. Jedes neue Mitglied erhält 50 selbstgedruckte Créditos. Den Wert des Créditos legten die Initiatoren mit 1 Crédito = 1 Peso fest.

Mit dem Club del Trueque suchten die Gründerväter nicht nur eine praktische Lösung ihrer Alltagsprobleme. Sie suchten auch nach einer theoretischen Alternative zur herrschenden, kapitalistischen Logik des Marktes. Inspiration holten sich die drei Pioniere bei dem Deutschen Silvio Gesell (1862-1930), der vor dem Ersten Weltkrieg mit alternativen Wirtschaftsmodellen experimentierte. Er lebte zusammen mit seinem Bruder einige Jahre lang in Argentinien, wo die beiden so tiefe Spuren hinterliessen, dass eine Stadt nach ihnen benannt wurde: Villa Gesell.

Entstehung einer komplementären Wirtschaft

Während die Argentinier das Vertrauen in ihre Regierung und in ihre Währung verloren haben, wächst das Vertrauen in die selbst gedruckten Papiere der Tauschklubs. Was 1995 mit dem Verkauf von Flohmarktartikeln in der leer stehenden Textilfabrik La Bernalesa begann, hat sich heute zum landesweiten so genannten «Globalen Tauschnetz» entwickelt. Die örtlichen Tauschklubs werden über so genannte «Knoten» lokal verwaltet und geleitet. Mit 1500 Knoten ist das Globale Tauschnetz das grösste soziale Netz des Landes und reicht von La Quiaca an der bolivianischen Grenze bis hinunter nach Ushuaia, am südlichen Zipfel Feuerlands.

«Wir wissen, dass die Tauschmärkte nur solange existieren, wie Waren produziert werden, die man dort eintauschen kann», so Graciela Dragucevitch, Direktorin des Tauschclubs La Estacion. «Deshalb wollen wir Einfluss auf die reale Wirtschaft nehmen, auf die landwirtschaftliche und auf die industrielle Produktion. Gleichzeitig wollen wir Produzenten und Konsumenten zusammenführen, ohne Zwischenhändler, ohne multinationale Konzerne.»

Die örtlichen Knoten haben inzwischen Sozialwerke eingerichtet. Diese kaufen tonnenweise Mehl und Reis bei landwirtschaftlichen Kooperativen ein. Sie bezahlen die Bauern mit Pesos, denn mit Créditos können sie in ihrem Dorf oft wenig anfangen. Die Pesos stammen aus den geringen Eintrittsgebühren, die das Sozialwerk von Mitgliedern des Tauschklubs verlangt. In Buenos Aires wird das Mehl und der Reis abgepackt und etikettiert und gelangt um die Hälfte billiger als in den Supermärkten zum Verbraucher. Viele Mitglieder decken sich hier nicht nur für den täglichen Verbrauch ein, sondern kaufen die Grundnahrungsmittel für ihre kleine Pizza-, Tortilla-, Empanada- oder Kuchenproduktion. Mit dem Verkauf dieser Waren können sie wieder einen Teil ihres Lebensbedarfs decken.

Da ein immer grössere Teil der Bevölkerung verarmt und sie die medizinische Betreuung und die lebenswichtigen Arzneien nicht mehr bezahlen kann, haben die Sozialwerke damit begonnen, Gesundheitszentren aufzubauen. Allgemeinmediziner, Kinder- oder Zahnärzte, die wie viele Kollegen ihre Praxen schliessen mussten, untersuchen und behandeln hier die Patienten gegen Créditos. In den angeschlossenen Apotheken können die Medikamente ebenfalls mit der neuen Währung bezahlt werden. Es sind Generikas, nachgemachte Produkte, die argentinische oder brasilianische Labors herstellen. «Der Tauschklub ist aber kein rechtsfreier Raum. Die Medikamente werden, wie die Labors und die Ärzte, von Verbraucherorganisationen und dem Gesundheitsministerium kontrolliert. So verhindern wir die astronomischen Gewinnspannen bei den Arzneien», berichtet Pedro Cazes, der auch die pharmazeutische Abteilung des Posadas-Krankenhauses leitet.

Mit der Ausbreitung des Netzes vollzieht sich eine Verdichtung der Organisation. Getauscht werden heute auch zahlreiche Dienstleistungen. In einem Katalog sind Vertreter aller möglichen Berufskategorien – vom Schreiner und Spengler bis zur Schneiderin, vom Architekten bis zum Rechtsanwalt – aufgelistet, die ihren Service gegen Créditos anbieten. Gewisse Mischformen von Bar- und Ersatzgeldeinsatz sind dabei erlaubt und geläufig: z. B. das Material in Pesos, die Arbeitsleistung in Créditos zu bezahlen.

Die neue Zentralbank

Schätzungsweise 150 Millionen Créditos sind heute im Umlauf. Ein paralleles Währungssystem ist entstanden, auf das die staatliche Zentralbank keinen Einfluss hat. Die Funktion einer «Zentralbank», die dieses Ersatzgeld druckt und in Umlauf setzt, haben die Gründer des Globalen Netzes von Tauschhandelsvereinen inne. Mit der Ausdehnung der Tauschwirtschaft wächst allerdings ein Problem, das auch der Peso und der Dollar kennen: Es tauchen immer mehr gefälschte Créditos auf. «Wir haben keine Angst vor diesen Fälschungen», sagt Rubén Ravera. «Wer Créditos nachmachen will, fördert am Ende doch nur den Handel.» Ein Angebot der Zentralbank, fälschungssichere Tauschscheine in der Staatsdruckerei zu drucken, haben die Verantwortlichen abgelehnt. Sie befürchten, das sich die Banker und damit auch der Internationale Währungsfonds einmischen könnten. Allerdings haben sie inzwischen selbst damit begonnen, neue, fälschungssichere Scheine mit Nummern und Wasserzeichen zu drucken.

Gerade hat die Regierung vorgeschlagen, in Zukunft Arbeitslosen und den im Beschäftigungsprogramm Tätigen Créditos und nicht Pesos aus auszuzahlen. Dies haben die Tauschklubs rundweg abgelehnt, nur Prämien und Einmalzahlungen dürften notfalls mit ihren Tickets entrichtet werden.

Die Behörden sehen es mit Wohlwollen, dass zwei ökonomische Kreisläufe entstehen, der Kreislauf der realen Wirtschaft, in dem die Zentralbank Geld ausgibt, in dem Steuern erhoben werden und Sozialversicherungen existieren. Und der Kreislauf der informellen Wirtschaft, mit privaten Tauschtickets, wo wenig oder gar nicht besteuert, aber vom Staat auch nichts erwartet wird: keine Gesundheitsfürsorge, keine Renten, keine Förderung von sozial Benachteiligten.

Nationales Währungschaos

Nirgendwo auf der Welt herrscht so ein Währungschaos wie in Argentinien. 22 Währungen sind im Umlauf, die legal oder zumindest nicht illegal sind. Da ist zunächst der US-Dollar, den die Argentinier als das einzig wirkliche Zahlungsmittel ansehen. Sein aktueller Kurs hängt an der Kasse im Supermarkt, in Läden, Restaurants und Reisebüros aus. Währung Nummer zwei ist der Peso, ausgegeben von der argentinischen Zentralbank. Daneben haben die Provinzregierungen Wechsel und Obligationen ausgegeben, die wie Spielgeld aussehen und deren Druckerschwärze oft verwischt, die aber inzwischen nicht nur in der Provinz, sondern landesweit normale Zahlungsmittel sind. Sie sehen wie kleine Formulare aus, auf denen ein Stempel prangt. Wichtig ist aber nicht der Stempel, sondern die Nummer, denn bestimmte Seriennummern sollte man nicht annehmen, weil ihre Laufzeit zu Ende

geht. Niemand nimmt diese Obligationen gerne, aber den meisten Geschäftsbesitzern bleibt nichts anderes übrig, wollen sie nicht ihre Kunden verlieren. Die Landesregierung von Buenos Aires bezahlt ihre Beamten und Lieferanten ausschliesslich mit diesen Papieren. Dazu gesellen sich die Créditos. Jeden Tag werden 250'000 weitere Tickets an neue Mitglieder ausgegeben. Die Organisatoren rechnen damit, dass bis Ende 2002 rund zehn Millionen Argentinier auf die neue Währung angewiesen sein werden...

Geld und Tausch

«Die Geschichte des Tausches ist die Geschichte der Verdrängung des symbolischen durch den wirtschaftlichen Tausch.» Aldo Haesler

Briefmarken, Küsse, Rollen, Waren tauschen

Dass der Mensch ein «zoon politikon», ein gesellschaftliches Wesen sei, stellte schon der griechische Philosoph Aristoteles (384–322 v. Chr.) fest. Wo Menschen zusammenleben, findet Austausch statt – von Blicken, Gedanken, Meinungen, Gefühlen und eben auch Waren. Seit der Mensch die Arbeitsteilung kennt, ist der Tausch, das gegenseitige Nehmen und Geben von Gegenständen, Symbolen und Zeichen ein wesentliches Element der sozialen Interaktion. Durch den Tausch bilden sich gesellschaftliche Beziehungen. Aus dem wirtschaftlichen Tausch von Gegenständen, sagen wir von einer Kuh gegen zehn Säcke Getreide, hat sich dann das Geldwesen entwickelt.

Wenn wir heute von Tausch sprechen, meinen wir im Wesentlichen den Tauschhandel, der primär fragt: «Was gibst du mir, wenn ich dir meine blaue Mauritius gebe?» – oder das Geldwesen, das den Austausch in der Wirtschaft heute fast ausschliesslich prägt. Das war aber nicht immer so.

Der Soziologe und Wirtschaftswissenschaftler Aldo Haesler erinnert uns an die andere, die symbolische Seite des Tausches. In seiner Dissertation über «Tausch und gesellschaftliche Entwicklung», hinterfragt er das alltägliche, für uns so selbstverständliche Phänomen des Tausches. Und findet dabei heraus, dass dessen vorherrschende Form sich entscheidend auf die sozialen Beziehungen auswirkt.

Die zwei Formen des Tausches

Haesler stellt fest, dass es im Wesentlichen zwei Formen von Tausch gibt: «(...) den symbolischen Tausch, dessen Zweck nicht primär der Austausch von Gegenständen, sondern die Etablierung von sozialen Beziehungen und Bindungen durch den Austausch von Gegenständen ist.» Der wirtschaftliche

Tausch hingegen hat primär den Austausch von Gegenständen zum Zweck. In der historischen Entwicklung sei nun der symbolische Tausch, der in archaischen und antiken Gesellschaften den absoluten Vorrang hatte, immer mehr durch den wirtschaftlichen Tausch verdrängt worden. Bis zu dem Punkt, wo im allgemeinen Verständnis der wirtschaftliche Tausch, das Geldwesen, als der Tausch schlechthin gelte. Um zu verstehen, wie dies die Beziehungen zwischen den Menschen beeinflusst, ist es nötig, näher auf die Unterschiede zwischen symbolischem und wirtschaftlichem Tausch einzugehen.

Der symbolische Tausch als Medium der Mensch-Mensch-Beziehungen

Stellen Sie sich vor, Sie gehen zu einem Freund oder jemandem, den Sie gerne als Freund hätten, und geben ihm ein Geschenk. Dies Geschenk ist nun keine einmalige Sache. Sie erwarten, dass etwas zurückkommt. Das, was zurückkommt, ist – unabhängig vom materiellen Wert – ganz eindeutig ein Signal, wie der andere auf Ihr Geschenk, einer eigentlichen Einladung zu einer vertieften Beziehung, reagiert. Japan z. B. ist eines der Länder, in denen das gegenseitige Schenken hoch ritualisiert ist. Die Geschenke sind wunderschön verpackt, sie werden gegenseitig überreicht, aber nie voreinander geöffnet. Als sei der Inhalt Vertrauenssache. Aber auch, wenn Sie jemanden zum Essen einladen, ist das weder eine wirtschaftliche Transaktion noch ein uneigennütziges Geschenk. Ihre Einladung schafft eine Verpflichtung und stellt den Eingeladenen vor Fragen wie: «Wann und in welchem Rahmen lade ich zurück ein?»

Den symbolischen Tausch finden wir immer wieder in unserem Alltag. Wenn mein Grossvater seinen Enkeln an seinem Geburtstag jeweils ein «Goldvreneli» schenkt, steht weniger das Übergeben eines Geldbetrages als der Ausdruck von Sympathie und Wertschätzung im Vordergrund, der symbolisch mit der schönen Münze gezeigt wird. Im symbolischen Tausch verkörpert sich also der starke Hang des Menschen, etwas zur Schau zu stellen, zu teilen, zu geben und zu nehmen, d. h. durch den Austausch von Gaben soziale Beziehungen zu schaffen. Der Wert der ausgetauschten Gegenstände ist dabei sekundär.

Kula – ein Klassiker des symbolischen Tausches

Das Kula-Ritual ist ein klassisches Beispiel für den symbolischen Tausch. Der Begriff «Kula» stammt von einer kleinen Inselgruppe im Osten Papua-Neuguineas und bezeichnet ein rituelles Tauschsystem des Trobriand-Archipels, bei dem nach einem vorgegebenen Muster Armbänder gegen Halsketten getauscht werden. Diese zwei Gegenstände – von hohem Wert, aber ohne Nutzen – zirkulieren in einem riesigen Gebiet: die Halsketten

im Uhrzeiger-, die Armbänder im Gegenuhrzeigersinn. Jeder kann mit jedem tauschen, ein geringer Mann mit dem Häuptling. Um den Wert der Gegenstände wird nie gefeilscht, er darf nie angezweifelt werden. Theoretisch kann so der Kula-Partner ein wertloses Armband gegen eine wertvolle Kette geben, ohne dass der Tausch je rückgängig gemacht werden darf. Täuschung – das Wort ist übrigens mit «tauschen» verwandt – kommt dabei relativ selten vor, weil sich der Täuschende in Gefahr begibt, vom Geist der Sache bestraft zu werden. Beim Kula-Ritual werden nämlich nicht nur zwei Sachen getauscht. Neben dem eigentlichen Kula-Gegenstand wird auch die Seele des Gebenden getauscht – mit einem besonders wertvollen Gegenstand veräussert der Kula-Partner auch ein Stück seiner selbst. Es ist dies ein Beweis des Vertrauens, des sich Ausliefern. Erstattet nun der andere Kula-Partner ein wertloses Kula, so bricht er das Vertrauen, zeigt sich dessen unwürdig. Der Geist, der in der wertvollen Gabe steckt, wird sich gegen ihn wenden, ihn mit Krankheit und Tod bestrafen. Darüber hinaus verliert er sein Gesicht.

Ins Kula-Ritual ist eine Vielzahl verschiedener Stämme involviert. So kommt es zu fortwährenden Begegnungen zwischen den Bewohnern auch weit entfernter Gebiete. Beim festlichen Tausch werden aber auch Nachrichten und Kenntnisse weitergegeben, politische Beschlüsse gefasst und Waren ausgetauscht. Das Kula dient so dem Herstellen menschlicher Beziehungen. Seine Funktion ist politische Integration. Es dient als Medium, um den potenziell ständigen Kriegszustand in der Gesellschaft der Kopffäger in einen relativen Frieden zu verwandeln. So übernehmen Tauschformen wie das Kula eine wichtige Mittlerfunktion – und schaffen lebenslange Freundschaftsbeziehungen, denn es gilt: «Einmal Kula, immer Kula.»

Der wirtschaftliche Tausch als Medium der Mensch-Ding-Beziehungen

Der wirtschaftliche Tausch, der Markttausch, kommt in allen Kulturen vor. Hat ein Stamm z. B. Überschüsse an Reis, der andere an Kopra (Kokosfasern), so tauscht man die Überschüsse. Bevor es Geld gab, tauschten die Menschen untereinander also Waren aus. Später wurde Geld zum Tauschgegenstand. Wenn Sie zwei Franken oder Euro über den Ladentisch reichen, erhalten Sie im Austausch ein Eis oder ein Brot. Dabei geht es Ihnen aber nicht um die Beziehung zu der netten Italienerin, die den Laden führt, sondern darum, dass Sie jetzt ein Eis oder ein Stück Brot essen wollen: Der Erwerb eines Gegenstands, sein Wert und sein Preis stehen im Vordergrund. Wenn Sie bezahlt haben, sind Sie frei und die Verbindung mit der Italienerin ist beendet. Mit dem Geld geben Sie auch nichts von Ihrer Seele. Der wirtschaftliche Tausch hat keine Bündnisqualität, die die eigentliche Transaktion überdauert. Der Beziehungsaspekt, der im symboli-

schen Tausch sehr wichtig ist, tritt hier hinter den sachlichen Aspekt zurück. So hat der wirtschaftliche Tausch, der heute vorwiegend über das Geld definiert wird, seit der Renaissance die symbolischen Tauschformen immer stärker verdrängt – heute halten wir ihn gar für den Tausch schlechthin. Wir trennen nicht mehr zwischen symbolischem und wirtschaftlichem Tausch, wie es archaische Gesellschaften getan haben, weil sie wussten wie heikel die Vermischung der beiden Aspekte war.

Modernes Geld – der Tauschgegenstand wird entmaterialisiert

Geld in unserem modernen Sinn vereinigt drei Funktionen auf sich: die des Tauschens, des Messens und des Aufbewahrens. Lange Zeit war Geld an sein Material, an die Edelmetalle Gold, Silber und Bronze, gebunden. Wenn ich mit Geld bezahlte, hatte ich noch einen Tauschgegenstand in der Hand. Ich gab eine Münze – schwer an Gewicht, mit einem schönen Bild geprägt – und erhielt dafür etwas anderes. Der Tauschgedanke hinter der wirtschaftlichen Transaktion war nachvollziehbar.

Seit der Renaissance hat aber eine Entwicklung begonnen, innerhalb derer sich das Geld immer mehr entmaterialisiert. Von der Goldmünze über die Assignaten der französischen Revolution und das Papiergeld bis hin zur Kreditkarte und zum Cybermoney ist der Tauschgegenstand im Geld immer unsichtbarer geworden. Paradoxiertweise beherrscht aber das unsichtbar gewordene Geld, das – für uns ungreifbar – in einem komplizierten System zirkuliert, unsere Gedanken umso mehr. Der Grundgedanke des Tausches aber, der Gedanke der Gegenseitigkeit, das römische «do, ut des», droht mit dem Geld zu verschwinden. Für die Gesellschaft hat diese Entmaterialisierung, wie Haesler befürchtet, verheerende Folgen: Sie wird zu einer Gesellschaft der Nehmer und Geber, in der die einen nur fordern und die andern nur das Gefühl haben, geben zu müssen. So droht die zwischenmenschliche Kommunikation zusammenzubrechen. Denn wo alles nur noch einseitig gesehen wird, geraten wir zunehmend wieder in eine Gesellschaft, wo der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, wie es Thomas Hobbes in seinem «Leviathan» beschrieben hat.

«Don't mix money with honey!»

Das englische Sprichwort meint, dass man Geschäftliches nicht mit der Freundschaft mischen soll. Lange hat man auch in der Weltgeschichte die zwei Funktionen des Tausches immer getrennt. Dies im Wissen darum, dass eine Vermischung der beiden Tauscharten sehr heikel ist, weil sie je eine andere Funktion haben. Beim Markttausch profitieren die beiden Partner kurzfristig voneinander und trennen sich wieder. Der symbolische Tausch hingegen schafft langdauernde Beziehungen.

Wie heikel das Vermischen beider Tauscharten ist, können wir tagtäglich sehen. Beispielsweise, wenn wir unserem Sohn Geld leihen und trotzdem einen Marktzens verlangen. Auch wenn es nach einem gemütlichen Mahl unter Freunden zum Aufteilen der Rechnung kommt, merken wir, wie kompliziert es ist, Geldüberlegungen in die Freundschaft zu bringen: Zahle ich aus Sympathie mit am Wein, obwohl ich keinen getrunken habe, am Steak, obwohl ich nur Gemüse gegessen habe? «Du tauschest mit deinem Freund wie mit einem Händler!», lautete in früheren Kulturen der schlimmste Vorwurf. Die waren sich noch bewusst, dass man zwischen wirtschaftlichen und symbolischen Vorgängen trennen muss. Geld gab es jedoch in beiden Kreisläufen. Man konnte es dem anderen symbolisch als Wertanerkennung geben oder um eine bestimmte Schuld abzutragen, z. B. wenn man das Mitglied eines anderen Stammes getötet hatte.

Beziehungen werden materialisiert

Aldo Haesler stellt fest, dass sich die beiden Tauchkreisläufe erst seit dem Beginn unserer Neuzeit, also seit dem 16. Jahrhundert, vermischt haben. Sie haben sich progressiv zur Form des wirtschaftlichen Tausches herangebildet, der nun unsere ganze Gesellschaft beherrscht. Im Zuge der Entwicklung zur industriellen Massengesellschaft wurde der wirtschaftliche Tausch, der primär den Austausch von Gegenständen zum Zweck hat, zum universellen, unproblematischen Medium dieser Gesellschaft. Denn die Sprache des Geldes versteht jedermann. Sie reduziert komplexe Zusammenhänge auf den einfachen Nenner von Euro, Dollar, Yen.

Das aber, wozu der Tausch eigentlich gedacht war, nämlich soziale Bindungen zu konstituieren und auf die Dauer zu festigen, fiel in sich zusammen. Wir haben effektiv begonnen, unsere Beziehungen zu bilanzieren. Wir fragen: «Was bringt mir eine Beziehung, was habe ich hineingegeben?» Ist die Bilanz negativ, lohnt sich die Beziehung für uns nicht mehr. Seit der wirtschaftliche Tausch überhand genommen hat, neigen wir also dazu, auch in unseren persönlichen Beziehungen Kategorien anzuwenden wie: «Was schuldet er mir?» oder «Was schulde ich ihm?» und «Wie ist dieses Verhältnis in monetären Begriffen zu werten?» Beziehungen werden versachlicht, vergegenständlicht. Wenn ich aber mit meinem Nächsten – meinem Kind, meinem Hund, ja mit mir selber – wie mit einem Händler rede, kann ich sicher sein, dass die Beziehung in die Brüche geht, und dass ich mich isoliere.

Oft sind wir uns aber nicht bewusst, was die Art unseres «Tausch»-Handels für die Art unserer menschlichen Beziehungen und damit auch für den Zustand der Gesellschaft bedeutet. Doch wenn alles bloss noch in Cents und Dollars abgerechnet wird, herrscht Kälte. Gerade, weil dem Menschen als soziales Wesen der Urtrieb zu geben, zu nehmen

und wieder zurückzugeben, innewohnt, tun wir also gut daran, über die Hintergründe des Tausches nachzudenken...

Quellen

- Aldo Haesler: «Tausch und gesellschaftliche Entwicklung. Zur Prüfung eines liberalen Topos», Dissertation an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in St. Gallen, St. Gallen 1983
- Film: «Geld bewegt», MoneyMuseum 2002

Geld und Nachhaltigkeit

Ein Gespräch des Museumsdirektors mit dem Psychiater und Ökonomen Dr. Stefan Brunnhuber im August 2002

Geld gehört zu den vier Tabuthemen in unserer Gesellschaft – wie Tod, Macht und Sexualität. Man spricht nicht darüber, aber es berührt uns alle. «Geld und Wert – Das letzte Tabu» betitelte gar die Schweizerische Nationalbank ihren Beitrag zur Expo.02. Wenn etwas zum Tabu wird, wirkt es als unbewusstes Mysterium. Diesem Mysterium forscht der Direktor des MoneyMuseums im Gespräch mit dem Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Dr. Stefan Brunnhuber nach. Dabei soll nicht nur deutlich werden, was es mit dem Geld auf sich hat, sondern auch, in welcher Beziehung es zur Nachhaltigkeit steht. Denn die Bedeutung der Geldwirtschaft für die Nachhaltigkeit ist viel grösser, als wir glauben. Haben Sie sich schon einmal überlegt, dass Geld ein Gesellschaftsvertrag ist und dementsprechend abgeändert werden kann? Und dass wir lernen können, die Mechanismen des Geldsystems zu verstehen? Das Geldsystem verstehen, heisst aber letztlich, es ändern und damit auch gesellschaftlich etwas bewegen zu können – in Richtung von mehr Nachhaltigkeit.

Was ist Nachhaltigkeit?

Museumsdirektor: Von Nachhaltigkeit wird derzeit häufig gesprochen. Was meint dieser Begriff überhaupt?

Dr. Stefan Brunnhuber: In der wissenschaftlichen Diskussion gibt es über 60 Definitionen von Nachhaltigkeit. Die Gebräuchlichste stammt aus dem Brundtland-Bericht von 1987: «Nachhaltig ist eine Entwicklung, wenn sie gewährleistet, dass die Bedürfnisse der heutigen Generation befriedigt werden, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse zu beeinträchtigen.» Es geht also darum, Wohlstands- oder Lebensformen zu unterstützen und zu fördern, die die zukünftigen Ressourcen nicht zu

sehr schädigen und gleichzeitig die Bedürfnisse der Gegenwart erfüllen. Nachhaltigkeit hat auf jeden Fall einen intergenerationellen Aspekt: Es geht nicht nur um zukünftige Generationen, sondern auch um die jetzige und die damit verbundenen Verteilungsmuster von Nord und Süd. Der Begriff kommt eigentlich aus der Forstwirtschaft, wo es darum geht, dass wir nur so viel abholzen können, wie auch immer wieder nachwächst.

Die vier Faktoren für Nachhaltigkeit

Museumsdirektor: Wie aber erreichen wir Nachhaltigkeit?

Dr. Stefan Brunnhuber: Nachhaltigkeit hängt von vier Faktoren ab:

1. von der demographischen Entwicklung,
2. von der Technologie oder dem gewählten Energieträger,
3. von den Institutionen und
4. von den Wertstrukturen.

Diese vier Variablen beeinflussen die nachhaltige Entwicklung, den «sustainable pathway», im Positiven wie im Negativen.

Wenn Sie in die Geschichte der Nachhaltigkeitsdebatte einsteigen, so werden Sie sehen, dass in den 70er- und 80er-Jahren der demographische Faktor ganz im Vordergrund stand. Man hat gesagt: «Wir müssen die exponentielle Bevölkerungsentwicklung stoppen.» Dies z. B. dadurch, dass man das Bildungsniveau der Frauen anhebt, oder durch Verhütungskampagnen oder durch Aufklärung über Hygienemassnahmen. Allerdings: Heute weiss man, dass, wenn es eine Milliarde Menschen weniger gäbe, dies auf den CO₂-Ausstoss nur minimale Auswirkungen hätte. Punkte ökologischer Variablen sind demographische Veränderungen also nicht prioritär.

In den 80er- und 90er-Jahren stand die Technologie als wichtigste Variable im Vordergrund. Da hat man gesagt: «Der entscheidende Faktor für eine nachhaltige Entwicklung ist, dass wir auf dem gegebenen fossilen Energieträger und der Atomkraft aufbauen müssen.» Wir müssen gewissermassen mehr aus den Ressourcen rausholen, damit wir Spielräume haben. Das wichtigste Buch in diesem Zusammenhang ist Hans Ulrich von Weizsäckers «Faktor 4», das an Hunderten von Beispielen zeigt, wie das zu bewerkstelligen ist: durch Sparlampen, 4-Liter-Autos, bessere Wohnbauarchitektur, bessere Formen der Sanierung und Entsorgung von Altbauten etc. Die Idee dahinter ist: Wenn wir – im übertragenen Sinn – nur genügend Lampen austauschen, kriegen wir das hin. Das ist nicht unwichtig, und dennoch glaube ich, dass auch dies eine relativ nachgeordnete Variable ist.

Die dritte Variable sind die Institutionen. Da stellen sich Fragen wie: «Wie ist eine Gesellschaft rechtsstaatlich organisiert?» Da gibt es Konventionen, z. B. Vereinssatzungen, Eheverträge oder auch unser Geldsystem, die eine Gesellschaft eingegangen ist und – halb gewollt, halb unbewusst oder tabuisiert – übernommen hat. Die Wirkung der Institutionen hat einen wesentlichen Einfluss auf die Nachhaltigkeit. Wir sind uns dessen wenig bewusst. Über den Einfluss dieser Variablen möchte ich mit Ihnen heute nachdenken.

Museumsdirektor: Und welche Rolle spielt die vierte Variable?

Dr. Stefan Brunnhuber: Die vierte Variable steht für die Wertstruktur einer Gesellschaft: Welche Werte, welche Normen, welche Regeln sind wichtig in den Köpfen der Menschen? Wenn Sie es aufgrund der sozialpsychologischen Erkenntnisse zusammenfassen, finden Sie drei grosse Gruppen. Die so genannten «Traditionalisten», denen Werte wie Religionszugehörigkeit, nationale Identität, Familientreue u. ä. viel bedeuten. Dann gibt es die Modernisten, bei denen Individualität und quantitatives Wachstum im Vordergrund stehen. Die dritte Gruppe stellen die so genannten «kulturell Kreativen» dar. Sie fühlen sich Werten wie Solidarität, qualitatives Wachstum und Beziehung zur Natur verpflichtet. Erfreulich für die Nachhaltigkeitsdebatte ist, dass die dritte Gruppe als einzige in den letzten Jahren zugenommen hat. Die kulturell Kreativen betragen heute 28 Prozent der Bevölkerung.

Die unterschätzte Kraft der kulturell Kreativen

Die Fernsehrechte liegen auf weiten Strecken in der Hand der Modernisten und Traditionalisten. So lange dies so ist, werden die Werte der kulturell Kreativen, die fast ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, nicht repräsentiert. In der Innenperspektive bereiten sie aber Werte vor, die sich von denjenigen der Traditionalisten und Modernisten unterscheiden. Und das kann für eine nachhaltige Entwicklung wesentlich sein. Es ist eine Frage der Zeit, dass in den nächsten 20 Jahren weitgehend Wertstrukturen eine Rolle spielen werden, die von kulturell Kreativen geprägt sind: Altruismus, Solidarität, nachhaltiges Wirtschaftswachstum, gesunde Ernährung. Ich bin da recht zuversichtlich. Da spielen natürlich auch meine beiden Professionen eine Rolle, als Psychiater und Ökonom. Sehen Sie nur, wie die Flutkatastrophe in Deutschland die Menschen bewegt und Solidarität schafft.

Warum gehen Kulturen zugrunde?

Museumsdirektor: Was können wir von früheren Kulturen für die Zukunft lernen?

Dr. Stefan Brunnhuber: Der britische Kulturhistoriker Arnold Toynbee stellte sich die Frage: «Warum

zerbrechen Zivilisationen?» Es war dies eine ungewöhnliche, aber gleichwohl wichtige Frage. Eine Frage, die wir unserer Wohlstandszivilisation ja auch stellen müssen. Toynbee hat über 20 Zivilisationen untersucht und dabei zwei Variablen festgestellt. Offenbar gehen Kulturen unter, wenn sie inflexibler werden gegenüber Kontextbedingungen, wenn sie nicht mehr die Möglichkeit haben, sich an neue Aussenbedingungen anzupassen. Die zweite, ganz andere Variable ist die bis ins Unerträgliche auseinander driftende Vermögens- und Einkommensdisparität. Wenn die Kluft zwischen den ganz Reichen und den ganz Armen immer grösser und gesellschaftspolitisch nicht mehr vermittelbar ist, dann spricht das dafür, dass sich die Gesellschaft in dieser Form nicht halten wird. Und beide Variablen scheinen – in gewissem Masse – auch auf unsere Gesellschaft zuzutreffen.

Heute haben wir immer inflexiblere Formen der Anpassung an Umweltveränderungen. Ein klassisches Beispiel ist die Flut in Osteuropa. Da haben wir ein hochzivilisiertes Wohlstandsmodell mit allen möglichen Sicherungssystemen wie z. B. dem Notarztssystem. Aber innerhalb von Tagen ist in Ostdeutschland eine Aufbauarbeit von 20 Milliarden D-Mark und zehn Jahren Arbeit zunichte gemacht worden. D. h., unsere Art zu leben ist nicht mehr anpassungsfähig an eine Flut oder an Extremwetterlagen oder an andere äussere Rahmenbedingungen, beispielsweise auch an Finanzkatastrophen. Unser System ist nicht robust gegenüber äusseren Einwirkungen. Dazu zähle ich auch militärische Auseinandersetzungen, Stichwort «11. September». Wir sind instabil, fragil geworden.

Unser Geld- und Finanzsystem fördert Habgier und Angst

Museumsdirektor: Kehren wir zurück zu unserem Geld- und Wirtschaftssystem: Worin sehen Sie seine Schwachstellen?

Dr. Stefan Brunnhuber: Wenn man Abfindungen von Topmanagern anschaut, die 60 oder 80 Millionen Dollar kassieren, oder wenn Kleinanleger grosse Spekulationsgewinne machen und damit ihre Altersvorsorge innerhalb von sechs Monaten absichern können, neigt man in der Regel dazu, solche Gewinne der Gier, dem besonderen Informationsstand oder der besonderen Weitsicht des Vorstandsvorsitzenden oder dem Intelligenzgrad des Fondsmanagers zuzusprechen. Ich aber glaube, wenn man die Geld- und Finanzwirtschaft ansieht, dann hat es eher etwas damit zu tun, dass die institutionellen Rahmenbedingungen uns in spezifische Verhaltensmodifikationen zwingen: in Verhaltensmuster wie Gier, Angst, Korruption und individuelle Problemlösung. Nehmen Sie die Gier auf den Finanzmärkten und die daraus resultierenden Ängste, wenn dann die Kurse in den Keller gehen, obwohl man glaubte, sich richtig informiert zu haben. Oder

wenn nur jeder für sich schaut, statt solidarische Problemlösungen zu suchen. Wenn letztlich Korruption das entscheidende Merkmal für Sieger oder Verlierer wird, dann liegen die Ursachen ein erster Linie in den Institutionen, den Anreizstrukturen, die wir aussen vorfinden und die im Nachhinein solche Verhaltensweisen bevorzugen. Folglich gilt: Hätten wir ein anderes Geld- und Finanzsystem, gäbe es in diesen Bereichen auf weite Strecken andere bevorzugte Verhaltensmuster.

Doch warum ist unsere Geldwirtschaft nicht nachhaltig? Oder ist das nur die Einbildung der wissenschaftlichen Diskussion? – Die nachhaltige Entwicklung hat eine ökologische, eine soziale und eine ökonomische Dimension. Alle drei stehen sozusagen auf dem Pfeiler der Finanz- und Geldwirtschaft. Und diese ist nicht neutral!

In der klassischen oder neoklassischen Theoriebildung ist Geld gewissermassen ein neutraler Schleier, den man über alle ökonomischen Aktivitäten legen kann, ohne dass er diese – ausser der Inflation – beeinflussen kann. Ich aber gehe davon aus, dass Geld von Anfang an – bereits wenn wir es in die Hand nehmen – nicht neutral ist. Das Meiste, was mit Geld zu tun hat, läuft unbewusst ab. Es ist kein rationaler, bewusster, neutraler Zugang möglich.

Fünf Gründe, wieso unsere Geldwirtschaft nicht nachhaltig ist

Museumsdirektor: Was hat dies für Konsequenzen in Bezug auf die Nachhaltigkeit?

Dr. Stefan Brunnhuber: Es sind fünf relevante Merkmale, die aus der Nichtneutralität des Geldes heraus eine nachhaltige Entwicklung verhindern:

1. der immanente Wachstumszwang,
2. disparate Einkommens- und Vermögensentwicklungen,
3. die Kurzzeitbetrachtung, die durch die bestehende Geld- und Finanzarchitektur vorgegeben ist,
4. Verhaltensmodifikation durch das Geldsystem und
5. die Bedeutung des Energieträgers, der fossilen und atomaren Energie im Speziellen.

Der Wachstumszwang entsteht im Wesentlichen, weil alle Wachstumsvorgänge in unserer Volkswirtschaft durch einen Kreditschöpfungsvorgang ausgelöst werden. Investitionen entstehen dadurch, dass andere sparen. Sparen ist in der klassischen Betrachtungsweise die Grundlage des Wachstums. Das ist für die Nachhaltigkeitsdebatte falsch, denn für den Anteil, den wir sparen, fehlt die Nachfrage nach Gütern. In die kann zwar in der nächsten Periode investiert werden, aber das ist ein Nullsummenspiel, kein Wachstum. Damit ein Nettowachstum entsteht, braucht es den kreditären Geldschöpf-

ungsmechanismus. Unternehmen gehen auf die Banken und holen sich dort Geld: Das ist der Ausgangspunkt.

Die exponentielle Wachstumsrate, die sich aus dem Zinseszinsseffekt ergibt, ist in jeder Hinsicht schlecht, einmal, weil es gesamtgesellschaftlich nur eine Bevölkerungsgruppe bevorzugt, nämlich diejenigen, die schon etwas haben. Damit komme ich zurück auf den dritten Punkt, warum unser Geldsystem nicht nachhaltig ist. Es gibt zahllose Studien, die belegen, dass die Einkommens- und Vermögensschere, sei es in der privaten oder öffentlichen Hand, ständig auseinander geht. Auch die Schuldenentwicklung verläuft exponentiell. Die Nettolohnentwicklung im Vergleich zum Bruttosozialprodukt zeigt ein exponentielles Auseinanderdriften. Es geht immer um eine Dissoziation von denjenigen, die arbeiten, im Vergleich zu denjenigen, die bereits etwas haben.

Die immer grösser werdende Schere zwischen Arm und Reich ist auch Thema vieler Antiglobalisierungsreporte, die fragen: «Warum müssen die 100 reichsten Amerikaner immer reicher werden?» Die Ursache liegt nicht in der Intelligenz des Einzelnen, sondern in der Intelligenz, das System so zu nutzen, dass es ihn überproportional bevorzugt. Derjenige, der bereits Kapital hat, bekommt leistungsfrei eine Prämie, ein Mehreinkommen. Mit jedem Preis, den Sie zahlen – sei es bei der Brille auf Ihrer Nase, im Kugelschreiber, den Sie in der Hand halten, im Haus, in dem Sie wohnen –, haben Sie einen Zins zu bezahlen, der bis zu 30 Prozent des Preises ausmacht.

In Eichen oder Tannen investieren?

Die Problematik der Kurzzeitigkeit erläutere ich Ihnen an einem Beispiel. Sie haben zwei Projekte – das Anpflanzen einer Eiche und einer Tanne –, die kosten beide zehn Euro. Und Sie wissen, wenn das eine Projekt – nämlich der Anbau der Tanne – zehn Jahre läuft, wird es etwa 100 Euro wert sein. Wenn Sie eine Eiche pflanzen, müssen Sie 100 Jahre warten, bis sie ausgewachsen ist. Dafür ist sie dann 1000 Euro wert. Das ist sozusagen die physische Realität. Jetzt nehmen Sie diese und setzen sie in unsere gegebene Finanz- und Geldwelt: Bei einem jährlichen Zins von fünf Prozent und Null Steuern – für welche Investition entscheiden Sie sich? Wir alle entscheiden uns für die Tanne, weil sie uns – unter dieser Diskonierung – als Finanzanlage in zehn Jahren weit mehr bringt als eine Eiche. Das ist der Grund, warum wir nie in den sprichwörtlichen sieben weiteren Generationen denken. Wenn der Zinsmechanismus nicht fünf Prozent ist, sondern Liegegebühr* hat, wie es z. B. Bernard Lietaer vorsieht, dann würde man doch automatisch in die Eiche investieren. Das ist eine einfache Rechnung, die man auf dem Boden des Zinsmechanismus machen kann.

Museumsdirektor: Können Sie Beispiele nennen?

Dr. Stefan Brunnhuber: Es gibt ja historische Beispiele, Zeiten, in denen es eine Liegegebühr gab: z. B. die Hochgotik im 13. und 14. Jahrhundert. Interessant an der Hochgotik war, dass im Gegensatz zur heutigen Situation zwei Währungssysteme vorlagen: ein lokales und ein überregionales. Das Überregionale war als Referenzsystem gedacht und für den Fernhandel. Auf lokaler Ebene hatte man ein anderes System, das nicht zinsbelastet war, sondern eine Liegegebühr hatte. Damit förderte es die Zirkulation des Geldes, den Tauschhandel. Dies brachte einem grossen Teil der Bevölkerung Wohlstand. Wirtschaftshistoriker haben nachgewiesen, dass der durchschnittliche Kalorienverbrauch in dieser Gesellschaft höher war als heute. Es gab auch mehr Feiertage. 15 Prozent des Sozialproduktes war damals in reparative nachhaltige Entwicklungen investiert. Das Einkommens- und Wohlstandsniveau in der Hochgotik war relativ gross. Es war die Zeit der freien Städte. Und die Leute investierten häufig in ein Projekt, das erst in zwei bis drei Generationen realisiert wurde. Die haben in Eichen investiert! Der Grund: Geld hatte auf der lokalen Ebene keinen Aufbewahrungscharakter. Man hat keinen Zins dafür bekommen. Da sagte man: «Was machen wir damit? Wir bauen eine Kathedrale.»

* *Liegegebühr = negativer Zins*

Unsere Währungen sind überfordert

Museumsdirektor: Geld – so könnte man also sagen – war damals zumindest auf lokaler Ebene dazu da, ausgegeben zu werden. Welche Funktionen müssen denn die Währungen von heute erfüllen?

Dr. Stefan Brunnhuber: Unsere heutigen Währungen – Euro, Schweizer Franken, Yen, Dollar – müssen alle vier wichtigen Funktionen des Geldes unterbringen:

1. sie müssen Liquiditätsspeicher, Aufbewahrungsmittel sein,
2. sie müssen Recheneinheit sein,
3. sie sollen Lenkungsmittel und
4. Tauschmittel zugleich sein.

Psychologisch gesehen könnte man sagen, dass die Währung einer Sozialhilfeempfängerin ähnlich ist, die vier Sachen auf einmal machen muss. Sie läuft Gefahr, überfordert zu sein, instabil und fragil zu werden. Es ist ein Widerspruch, wenn etwas zugleich als Tauschmittel dienen soll – also ausgegeben werden muss – und als Aufbewahrungsmittel. Das ist eine Kombination, die unserem Währungssystem ein unlösbares Problem schafft.

Dasselbe gilt für die Lenkung. Wenn Sie Geldmengen lenken sollen, aber gleichzeitig wissen, dass zwei Drittel des Geldes gehortet werden und deswegen

gar nicht lenkbar sind und die Kredite, die die Zentralbanken ausgeben, nur fünf Prozent der gesamten Kreditsumme ausmachen, haben Sie ein Problem. Es passt nicht zusammen, dass eine Währung Lenkungsmittel und Referenzstandard zugleich sein soll. Meiner Meinung nach hat die Instabilität auf den Finanzmärkten viel zu tun mit den unterschiedlichen Funktionen, die dem Geld aufgebürdet werden.

Komplementärwährungen als Lösung

Museumsdirektor: Was wäre denn die Lösung?

Dr. Stefan Brunnhuber: Es gibt in Argentinien Versuche, das in den Griff zu kriegen. Es gibt einen exponentiellen Anstieg von Komplementärwährungen. Ein wichtiges Charakteristikum der Komplementärwährungen liegt darin, dass sie ausreichend und nicht knapp gehalten werden. Das ist ganz wichtig. «Ausreichend» heisst, dass sie gemäss der jeweils durchgeführten realen Güter- und Zinsleistungstransaktionen 1:1 zur Verfügung stehen. Das zweite Merkmal ist, dass Komplementärwährungen per definitionem nicht zinsgesteuert sind. Drittens sind sie nicht durch den gegebenen Preisbenutzmechanismus konkurrenzial ermittelt, sondern sie entstehen durch Kooperation. Viertens werden sie nicht zentralistisch und monopolistisch von einer nationalen oder internationalen Zentralbank ausgegeben. Somit sind sie zins- und inflationsfrei. Solche Währungen haben in den letzten zehn Jahren massig zugenommen. Mittlerweile gibt es Tausende von ihnen.

Diejenigen, die die Finanz- und Geldwirtschaft auf dem Boden eine Angebots- und Nachfrageökonomie oder des Monetarismus betreiben, sehen die Komplementärwährungen in der Regel als Notfallwährungen, als Rückschrittphänomen hinter die nationalstaatliche, zentralistische Organisation der Geld- und Finanzwirtschaft. Solche Phänomene gibt es in der Tat auch. Wenn wir aber die zentrale Frage ansprechen: «Wie werden wir wirtschaften?», glaube ich, dass es auch progressive, stabile ökonomische Transaktionsformen geben könnte, die genau den Kriterien des Barthers* oder der lokalen Komplementärwährungen entsprechen, die aber nicht aus Not entstehen, sondern als zusätzliche Option im Rahmen zukünftiger Finanzwirtschaft.

Zielsetzung von Komplementärwährungen ist, dass es nicht um einen Mehrwert oder um Wachstum geht, das nachher aufgeteilt wird. In der traditionellen Wirtschaft führt der Weg in die Nachhaltigkeit über zusätzliches Wachstum, das dann verteilt oder in neue Technologien investiert wird. Die Lokal- und Komplementärwährungen gehen diesen Weg in ihrem Beitrag zur Nachhaltigkeit nicht. Sie sagen: «Wir müssen das Geldsystem selber ändern.»

* *Barter = engl. Begriff für «Tausch», «Tauschhandel» etc.*

Die soziale und psychologische Komponente von Komplementärwährungen

Museumsdirektor: Wie soll das geschehen und wozu?

Dr. Stefan Brunnhuber: Durch die Lokalwährung wollen wir ein soziales und psychologisches Problem lösen. Nehmen Sie z. B. das Hureia-Kippu-System in Japan zur Linderung des Pflegenotstandes. Es ist ein System, bei dem kein Yen in die Hand genommen wird. Es geht um Pflegestunden als Verrechnungseinheit. Da kann ein Student im Norden Japans, der nicht seine pflegebedürftigen Eltern im Süden versorgen kann, oben ein ähnliches Ehepaar versorgen und sich diejenigen Stunden gutschreiben lassen, die dann dem unteren Paar zugute kommen. Das ist ein multilaterales Tauschgeschäft, welches computergestützt mit einer Chipkarte funktioniert. Es entlastet nicht nur den Staat, sondern die alten Menschen bevorzugen das Hureia Kippu gegenüber dem staatlichen Pflegesystem, wie nachträgliche Studien gezeigt haben, weil sich darin ein altruistischer, kooperativer, solidarischer Aspekt spiegelt. Die Menschen ziehen dies kooperative Merkmal der Verhaltensänderung der Wettbewerbssituation vor.

Komplementärwährungen fördern andere Verhaltensweisen. Sie sind transparent, steuerbefreit oder erleichtert. Sie bringen eine soziale Entlastung mit sich, fördern Solidarität, Altruismus, Kooperation, während das konventionelle System Wettbewerb, Missgunst und Konkurrenzverhalten begünstigt. Das ist die Stärke der Komplementärwährungen: Ein altruistischer, kooperativer, eben psychologischer Aspekt steht vorn, kollektive Problemlösung wird gefördert.

Für eine nachhaltige Entwicklung müssen wir das System ändern

Museumsdirektor: Sind demnach nur Komplementär- bzw. Tauschwährungen nachhaltig und ist unser aktuelles Geldsystem dazu nicht fähig?

Dr. Stefan Brunnhuber: Sehen Sie, auf der einen Seite haben wir das konventionelle Geldsystem, welches beeinflussbar ist zu mehr Nachhaltigkeit durch Massnahmen wie die Tobin Tax*, die Aufkündigung von Offshoreplätzen oder durch Strukturanpassungsprogramme etc. Das System aber bleibt sich gleich. Es findet nur eine gewisse Umverteilung statt. Für eine nachhaltige Entwicklung brauchen wir ökonomische Transaktionsformen, die nicht in Konkurrenz zum jetzigen Wirtschaftssystem treten, sondern sich ergänzend dazu bewegen. Da gibt es drei grosse Systeme:

1. lokale Komplementärwährungen.
2. multilaterale Barterssysteme. Beispielsweise verrechnet eine Firma eine Lieferung von Coca Cola direkt mit dem Wodka, den sie einkauft. Geld taucht nur noch am PC als Referenzstandard, als Recheneinheit auf. Eine Firma geht nicht mehr zur Bank und nimmt zwei Millionen auf – z. B. eine Airline, die Werbespots platzieren will –, sondern sie verrechnet die Werbung direkt mit Sitzplätzen. Das ist ein System, das aufgrund der instabilen Währungssituation einfach kommen muss.
3. den globalen Referenzstandard. Die heutige Art, wie wir wirtschaften, ist damit vergleichbar, dass Sie mit einem Kilo oder einem Meter als Referenz handeln sollten und den Meter an die Wettervorhersage knüpfen – also zwei Grössenordnungen, die statistisch und kausal nicht miteinander verbunden sind. Darum hat das jetzige System nicht funktioniert.

Der Dollar ist eine globale Recheneinheit. Aber er funktioniert immer zugunsten der Amerikaner. Die müssen sich nicht im Ausland verschulden. Sie können einfach Geld nachdrucken, wenn sie wollen. Wir brauchen für die Zukunft eine Referenzwährung ohne Zinssteuerung. Bernard Lietaer schlägt da einen Warenkorb vor, die so genannte «Terra». Die enthält z. B. Gold, Öl, Weizen. Das sind alles Gegenstände, die sich langfristig gleich bleiben. Ein Kilo Weizen wird auch noch in 100 Jahren ein Kilo Weizen sein.

* *Tobin Tax = Devisenumsatzsteuer*

Transparenz ist wichtig

Museumsdirektor: Welche Aufgabe haben dabei die einzelnen Unternehmen?

Dr. Stefan Brunnhuber: Im Unternehmenssektor spricht man von «Corporate Governance». Es ist der Versuch, Verhaltensregeln aufzustellen für die Art und Weise, wie Unternehmen miteinander auf dem Weltmarkt agieren. Es geht darum, wie sie sich gegenseitig bewerten. Dazu gehören auch Begriffe wie «Shareholder-Value». Wir brauchen einen Code, Kriterien, nach denen die Unternehmen sich selbst beurteilen können. Wie engagiert sich ein transnationaler Konzern im Norden Afrikas – unter Berücksichtigung von sozialen und ökonomischen Standards und von arbeitsrechtlichen Bedingungen? Wie rechnet er bilanztechnisch ab? Wie ist seine Bereitschaft zur Kooperation mit der fremden Kultur? Wie berücksichtigt man die öffentliche Infrastruktur im jeweiligen Land? Das sind alles wichtige Kriterien, die transparent werden müssen.

Die zentrale Bedeutung des Energieträgers

Museumsdirektor: Sie haben an früherer Stelle aber auch auf die Bedeutung fossiler oder atomarer Energieträger hingewiesen ...

Dr. Stefan Brunnhuber: Ja, es kommen nun noch zwei Punkte, die mir sehr wichtig sind. Es geht zum Einen um den Energieträger. Es wird häufig übersehen, dass es zwischen der Art und Weise, wie wir wirtschaften, und dem damit verbundenen Energieträger einen ganz, ganz engen Zusammenhang gibt. Den möchte ich wie folgt verdeutlichen: Wie ich im Zusammenhang mit der Geldwirtschaft bemerkt habe, läuft die Tendenz unserer Wirtschaft in Richtung Konzentration, Internationalisierung und Monopolisierung. Wenn das so ist, ist es naheliegend, dass eine solche Wirtschaft konkret jene Dienstleistungen und Güter fördert, die in ähnlicher Weise organisiert sind, also konzentriert, internationalisiert und monopolisiert. Dazu zählen die Automobilindustrie, die Pharmaindustrie und vor allem die Energieindustrie.

Wirtschaftsform und der Energieträger favorisieren sich also gegenseitig. Und ganz wichtig in dem Zusammenhang für uns, die wir auf einen liberalen deregulierten Markt Wert legen: Dieser Energieträger wird jedes Jahr mit 700 bis 800 Milliarden Dollar subventioniert, von der Förderung an bis zur Elektrizität im Haushalt. Da gehören die Forschung dazu, Steuerprivilegien, Marktstützung, massive Industriesubventionen – bis zu Militär- und Polizeistationen, um die Einrichtungen zu überwachen. Im Nahostkonflikt kämpfen ja nur vordergründig Islamisten gegen Christen, eigentlich geht es knallhart um die geopolitische Sicherung von Energiequellen, des fossilen Energieträgers Öl. So lange der Energieträger weiterhin so subventioniert wird, geht es immer weiter in Richtung Konzentration, Internationalisierung, Monopolisierung.

Der einzige alternative Energieträger, der in Frage kommt, nämlich die Solarenergie – dazu gehört auch die Windenergie –, stünde uns zum Nulltarif zur Verfügung. Und den subventionieren wir nicht! Der alternative Energieträger stellt den Switch dar zu einer regionalen, dezentralen Energieversorgung. Und das bedeutet eine komplett andere Struktur – auch für die Wirtschaft.

Wenn Sie die Diskussionen über die Lokal- und Komplementärwährungen und den multilateralen Barter verfolgen, sehen Sie, dass diese ähnliche Strukturen aufweisen wie der solare Energieträger. Beide sind dezentral, regional und ausreichend vorhanden. Beide funktionieren auf lokaler Ebene und haben nicht die Tendenz, sich zu konzentrieren, monopolisieren oder zu internationalisieren. Wie der fossile Energieträger dem konventionellen Währungssystem, so entspricht der solare Energieträger den Komplementärwährungen.

Geld guckt uns an wie eine Schlange

Museumsdirektor: Was kann der Einzelne, was kann ich, was können Sie für eine nachhaltigere Entwicklung tun?

Dr. Stefan Brunnhuber: Heute, mit der computer-gestützten Vernetzung, wäre es schön, dass, wenn ich Psychotherapiestunden anböte, ich dann in der Umkehr zum Frisör gehen könnte. Oder ich halte einen Vortrag und kann dafür, weil ich allein lebe, zweimal bei einer Familie am Mittagstisch mitessen oder meine Wäsche dort abgeben. Man muss dann nicht immer ein Fränkli in die Hand nehmen. Damit verändere ich die Welt nicht, aber auf lokaler Ebene ändere ich etwas. Es ist die einzige Möglichkeit und ich hoffe, dass solche Dinge kommen werden. Leider guckt uns das Geld – wie Bernard Lietaer sagt – immer noch an wie eine Schlange. Wir müssen einen Dollar in der Hand haben, bevor wir ein Problem lösen. Dabei gibt es ja arbeitswillige Menschen. Wenn wir ein multilaterales Clearing-system mit Barterelementen auf lokaler Ebene hätten, müssten wir nicht unnütz rumstehen, sondern könnten mit Time Dollars handeln. Wir müssen das Währungssystem ändern. Wir machen den Fehler, dass wir das lokale Währungssystem nur als Notfalllösung ansehen.

Wie wir in Zukunft wirtschaften werden

Museumsdirektor: Was wäre für Sie das ideale Wirtschaftssystem der Zukunft?

Dr. Stefan Brunnhuber: Die zukünftige Form des Wirtschaftens hat quasi fünf Gänge:

1. das konventionelle Währungssystem: Wenn Sie ein grosses Umweltprojekt haben, brauchen Sie den Dollar. Wenn Sie auf 20 Jahre hinaus planen wollen, geht das lokal nicht. Wenn Sie die Sahara bewässern wollen, geht das nicht mit lokalen Tauschmitteln, da brauchen Sie grosse Massen von Geld.
2. das lokale Komplementärssystem für die Lösung der lokalen Probleme.
3. den multilateralen Barter,
4. die Regulierung des konventionellen Systems mittels Tobin Tax, Aufhebung von Offshore-plätzen.
5. den Rückgriff auf den Warenkorb als globales Referenzsystem.

Damit hätten wir für die nächsten 20 Jahre nicht nur *ein* System, das für alles herhalten muss, sondern fünf Systeme. Der Akteur auf dem Markt kann dann auswählen und im Einzelfall entscheiden: «Was will ich? Will ich zum Frisör, dann gehe ich auf den lokalen Markt, da brauche ich keinen Dollar. Will ich ein Megaprojekt, z. B. einen Staudamm bauen, brauche ich Dollars.»

Kaputt gehen kann dabei die hochvolatile Finanzwirtschaft, die hohe soziale Kosten und ökologische Anpassungskosten schafft – und die ist ungerecht.

Wir reden dauernd über Bevölkerungsprogramme, über Bildungsprogramme, darüber wie wir die Glühbirnen gegen Sparlampen auswechseln wollen, das Picknickbrot in Recyclingpapier einpacken. Aber ein wesentlicher Punkt fehlt: Wir reden nicht über die Institutionen, den unglaublichen Impact der Geld- und Finanzwirtschaft für eine nachhaltige Entwicklung. Nehmen wir die Offshoreplätze, die im Augenblick Steuerparadiese sind. Die schaffen doch eine ungerechte Verteilungssituation zuungunsten der öffentlichen Hand. Da gehen jährlich 50 bis 80 Milliarden US-Dollars an Steuern verloren. Das ist nicht fair auf dem Hintergrund von vielen Millionen Arbeitenden, die diese Möglichkeit der Kapitalverschiebung nicht haben. Es ist nicht fair, dass der einzelne findige Unternehmer die Steuern umgehen kann. Es geht mir, wenn ich über die Finanzmärkte rede, um faire Ausgangsbedingungen. Es geht mir nicht um die Minderung von Anreizstrukturen für unternehmerisches Risiko. Derjenige, der etwas riskiert, soll auch entsprechende Gewinne einfahren können. Durch die Änderung des jetzigen Systems können wir aber gerechtere Bedingungen schaffen. Wenn die Schweizer Banken Gewinne machen, bleiben die im Unternehmen. Wenn sie sich aber in Malaysia verspekulieren, dann ist auf einmal der IWF gefragt, und die internationale Gemeinschaft so wie wir Steuerzahler finanzieren den Verlust mit. Wir müssen die Unternehmen mehr in die Verantwortung einbeziehen.

Ergreifen wir unsere Chance!

Wie Bernard Lietaer in seinem Buch «Die Zukunft des Geldes» sagt, stecken wir nicht in einer gewöhnlichen Finanz-, Wirtschafts- oder Währungskrise. Nein, wir erleben eine deutliche Veränderung der Sozioökonomie. Wir müssen den nächsten Schritt in der Evolution vollziehen, wenn wir unseren Kindern und Enkeln eine Welt hinterlassen wollen, die in Bezug auf Artenvielfalt und Lebensqualität nicht schlechter ist. Es wird sicher eine Übergangsphase geben. Aber angesichts der ungeheuer motivierenden Wirkung des Geldes können wir durch eine Veränderung des Währungssystems sanft die Richtung bestimmen, in die wir uns bewegen. Heute bietet sich uns die einmalige Möglichkeit, bewusst einen nachhaltigen Wohlstand zu schaffen. Und diese Chance zu ergreifen, meine ich, ist eine lohnende Herausforderung.

Zum Autor

Dr. Stefan Brunnhuber hat Medizin, Sozialwissenschaften und Wirtschaft studiert. Er hat bei dem deutsch-britischen Soziologen Ralf Dahrendorf promoviert. Am C. G. Jung-Institut in Kusnacht (Schweiz) absolvierte er eine Ausbildung in Psycho-

therapie bei Helmut Barz. Seine beiden Schwerpunkte, die Medizin einerseits und die sozialen Aspekte der Wirtschaft andererseits, prägen heute sein Tätigkeitsfeld. Dr. Brunnhuber arbeitet als Oberarzt und Psychotherapeut an der Universität Würzburg. Er ist Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste und Mitglied des Club of Rome (Austrian Chapter) und Sprecher einer Gruppe um Bernard Lietaer, die sich intensiv mit der Beziehung der internationalen Finanzmärkte und der Nachhaltigkeit beschäftigt. An der Universität Budapest hat er einen Lehrstuhl (Lehrauftrag) für Geldwirtschaft, innerhalb dessen er auch ein Seminar für Nachhaltigkeit gibt.

Nachhaltige Geldanlagen – sozialverträglich und erfolgreich

Ein ganz normaler Mensch ...

Nehmen Sie z. B. meine Freundin Charlotte, genannt «Charlie», ein ganz normales Kind ihrer Zeit. 1950 geboren, haben wir zusammen die Schullbank gedrückt, dann einen Beruf erlernt. Unsere Jugend fiel dabei in eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs: Nächtelang haben wir getwistet und mit den Beatles «I wanna hold your hand!» gesungen. Stundenlang haben wir an der Sonne gebraten, denn von Ozonloch und Hautkrebs redete noch kein Mensch. Es war eine sorglose Zeit.

Fortschrittsgläubig und zuversichtlich trat Charlie auch den ersten Job an, den sie noch aus vielen Angeboten auswählen konnte. Heute hat Charlie Familie, einen Mann und zwei Kinder, die sie innig liebt. Auch lebt Charlie gerne – und sie nimmt Anteil am Schicksal ihrer Mitmenschen und der Welt.

Die allerdings hat sich seit unserer Jugend gewaltig verändert. Denn ökologische Bedrohungen wie Artenschwund, Klimaveränderung, Ozonloch, Luft- und Wasserverschmutzung bilden inzwischen einen festen Bestandteil des öffentlichen Bewusstseins. Deshalb macht sich auch Charlie Gedanken darüber, was für eine Verantwortung sie als Einzelperson für das Wohl des Ganzen wahrnehmen kann. Denn ihr ist schon lange klar, dass wir unseren Enkeln und Urenkeln nur dann eine lebenswerte Welt hinterlassen, wenn wir sorgsam mit Natur und Mitmensch umgehen. «Nachhaltig wirtschaften» heisst das in Fachkreisen. Also trennt Charlie ihren Abfall konsequent, führt Glas, Papier und Batterien dem Recycling zu, kompostiert Rüstabfälle und achtet auch beim Einkauf darauf, woher die Ware kommt. Schliesslich lautet eines von ihren Lieblingsmottos: «Verhalte dich so, wie du möchtest, dass andere sich dir gegenüber verhalten!» Fürwahr: Eine erstrebenswerte Haltung!

... bekommt ein Problem

«Was hat denn das alles mit Geldanlagen zu tun?», werden Sie mich fragen. Bis vor kurzem hätte ich einfach geantwortet: «Nichts.» Nun aber hat Charlie ein Problem, ein finanzielles und weltanschauliches zugleich. Ihre vor drei Monaten verstorbene Tante Mathilde nämlich hat ihr sage und schreibe eine Million Euro vermacht. Und das bloss, weil sie ihre Lieblingsnichte war und sie beide gerne Hermann Hesse lasen. «Toll!», werden Sie sagen – Charlie hingegen ist ehrlich in Verlegenheit. Denn plötzlich steht sie vor der Frage, wie sie diese Million überhaupt anlegen soll. Zwar sind ihr durch ihren Bruder Peter, den Ökonomen und Banker, Begriffe wie «Rendite» und «Performance» vom Hörensagen her vertraut. Und sie weiss, dass die Rendite als wichtiges, vielleicht sogar das wichtigste Kriterium bei der Auswahl von Anlagen gilt.

Darüber hinaus macht sich Charlie aber noch andere Gedanken. Sie will, dass die Anlage ihrer Million einigermaßen im Einklang mit ihrer Lebenseinstellung und ihren ethischen Prinzipien steht. Niemals könnte sie z. B. in eine Firma wie Philip Morris investieren, die Suchtmittel vertreibt, und sei die Rendite noch so gross! Bei Charlies Bruderherz leuchten jedoch alle Warnlampen auf, als sie ihm von ihrem Vorhaben erzählt, und er ermahnt seine Schwester: «Pass nur auf, dass du da dein Geld nicht fast so schnell wieder los wirst, wie es dir zufiel!» Und sogleich führt er sieben Argumente gegen «grüne» Anlagen ins Feld. Charlie hört brav zu, lässt sich aber nicht ins Bockhorn jagen. Jetzt will sie es wissen. So geht sie mit Peters sieben Thesen schliesslich zu einem, der es wissen muss.

Sieben Vorurteile gegen «grünes» Geld

Wenn nun einer antworten kann auf die sieben häufigsten Vorurteile gegenüber nachhaltigen Anlagen, so ist es Andreas Knörzer, Direktor der Schweizer Bank Sarasin sowie Gründer und Leiter von Sarasin Sustainable Investment. Denn schon seit 1996 investiert seine Bank konsequent in ihr Nachhaltigkeits-team. Früh hat sie erkannt, dass das Prinzip der Nachhaltigkeit als Leitidee auf dem künftigen Anlagemarkt immer bedeutender wird, die Idee vom ungebremsten Wirtschaftswachstum hingegen an Attraktivität verliert. So gilt Sarasin Sustainable Investment – ein Team von 18 Leuten, das Firmen auf ihre Nachhaltigkeit hin untersucht und ausschliesslich nachhaltige Anlagen managt – heute als europäischer Marktleader in diesem Bereich. Charlie fährt also zum Hauptsitz der Bank in Basel und legt Andreas Knörzer die Vorurteile ihres Bruders auf den Tisch. Was er ihr antwortet, erfahren Sie hier.

1. Vorurteil: Nachhaltige Anlagen sind grüne Anlagen. Doch Grüne geben Geld nur aus, sie investieren nicht.

Andreas Knörzer: Der Begriff «nachhaltig» wird heute noch zu oft mit «grün», «ökologisch» und «alternativ» gleichgesetzt. Und ich verstehe die Skepsis der Finanzanleger gegenüber rein ökologischen Investitionen. Bis 1994 nämlich hatten die reinen Ökofonds einen schlechten Ruf. Denn wenn man wie sie nur in Unternehmen investiert, die durch spezifische Produkte und Dienstleistungen Umweltschutz ermöglichen, leidet bei einer Krise der Umweltbranche die Rendite.

Für uns sind Anlagen – grob gesagt – nachhaltig, wenn sie neben den finanziellen auch ökologische und soziale Aspekte berücksichtigen. Es geht beim Thema der nachhaltigen Entwicklung also darum, diese drei Bereiche zu optimieren.

Unter nachhaltiger Entwicklung verstehen wir ausserdem die Befriedigung heutiger Bedürfnisse, ohne zukünftigen Generationen die Möglichkeit zu nehmen, ihrerseits ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Wir akzeptieren folglich, dass das Bedürfnis nach Komfort und Mobilität usw. da ist, aber wir achten darauf, dass bei der Herstellung von Produkten wie einem Auto oder eines Heizkörpers ökologische und soziale Kriterien berücksichtigt werden. Heute bedeutet darum nachhaltig anlegen, auch Firmen zu berücksichtigen, die diese Kriterien in ihrem Unternehmen anwenden, obwohl sie nicht einer ökologischen Branche angehören. Das kann z. B. ein Ölkonzern sein, der sich beim Neukauf eines Tankers für die teurere doppelwandige Variante entscheidet und damit das Risiko einer Umweltkatastrophe deutlich mildert.

Gerade wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmen haben die Mittel für Verbesserungen im nachhaltigen und sozialen Bereich – und sie bemühen sich auch darum. D. h., sie wirtschaften nachhaltig, indem sie Güter und Dienstleistungen mit breiter gesellschaftlicher Akzeptanz herstellen und dabei möglichst konfliktarme Produktionsmethoden verwenden. So gibt es inzwischen in jeder Branche die «best in class», d. h. Unternehmen, die für nachhaltig orientierte Anleger aufgrund ihres Nachhaltigkeitsratings attraktiv sind. Nehmen Sie z. B. die Firma Henkel: Die Waschmittelbranche ist ja an sich nicht besonders ökologisch, aber Henkel hat beispielsweise mit der Erfindung der «Tabs» einen wesentlichen Beitrag zur niedrigeren Dosierung von Waschmitteln und damit zu einer besseren Wasserqualität geleistet. Allerdings bleiben gewisse Branchen wie z. B. die Kernenergie, die Rüstungsgüter-, Tabakwaren- und Pornografieindustrie mit einer nachhaltigen Entwicklung nicht vereinbar und sind deshalb aus unseren Nachhaltigkeitsfonds ausgeschlossen.

2. Vorurteil: Mit grünen Anlagen lässt sich kein Geld verdienen.

Andreas Knörzer: Bis 1994 war die Skepsis gegenüber nachhaltigen Branchen berechtigt. Die Ökofonds der ersten Generation setzten auf einen reinen Branchenansatz, nicht auf Diversifikation. Heute kann man jedoch sagen, dass nachhaltige Kapitalanlagen eine tendenziell höhere durchschnittliche Rendite aufweisen. Die zusammen mit dem deutschen Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung und dem deutschen Institut für Ökologie und Unternehmensführung herausgegebene Sarasin-Studie «Aktienperformance und Nachhaltigkeit» aus dem Jahre 2002 z. B. hat im Zeitraum von 1996 bis 2001 200 Unternehmen daraufhin überprüft, welchen Einfluss die Umwelt- und Sozialperformance auf ihre durchschnittliche Aktienrendite hatte. Und da zeigte sich, dass man bei nachhaltigen Anlagen keine signifikanten Abstriche bezüglich der Rendite machen muss.

Den Anleger interessiert übrigens weniger die Rendite einzelner Aktien als die Rendite des Gesamtportfolios. Entscheidend für die Performance ist somit der Prozess der Titelauswahl. Bei der Bank Sarasin z. B. erfolgt zunächst eine Auswahl von Titeln aus einem Basis-Anlageuniversum für das nachhaltige Anlageuniversum. In einem zweiten Schritt wählt man Titel aus dem nachhaltigen Anlageuniversum für das jeweilige nachhaltige Portfolio. Wichtig ist dabei, dass neben ökologischen und sozialen Aspekten auch ökonomische Faktoren analysiert werden. Denn Nachhaltigkeit allein ist nicht die Lizenz zum Geld drucken. Unternehmen also, die sehr umweltverträglich arbeiten, aber finanziell negativ bewertet werden, kommen als Investment in einem nachhaltigen Aktienportfolio von vornherein nicht in Frage.

3. Vorurteil: Nachhaltige Depots sind wenig diversifiziert und haben somit ein grösseres Risiko als der Gesamtmarkt.

Andreas Knörzer: Es ist ein verbreitetes Missverständnis, dass sich nachhaltige Anlagen auf Branchen wie erneuerbare Energien, Umweltschutztechnik und Gesundheitsdienstleistungen beschränken. Auf die Gruppe der so genannten «Umwelttechnikfonds», die sich explizit nur auf wenige Branchen beschränken, trifft das hohe Risiko wohl zu. Die meisten Produkte im Bereich nachhaltiger Geldanlagen verfolgen aber einen umfassenderen Ansatz, der im Prinzip alle Branchen umfasst. Meist geht man dabei nach dem Best-in-class-Ansatz vor, d. h. alle Branchen kommen prinzipiell für eine Geldanlage in Frage, aber innerhalb jeder Branche sind nur die besten bzw. nachhaltigsten Unternehmen investierbar. Und da gilt: Je riskanter die Branche, desto besser muss das Unternehmen sein.

Man wirft den Anbietern nachhaltiger Anlagen auch oft vor, sie schränken den Umfang der investierbaren Aktien zu sehr ein. Das stimmt theoretisch. In der Praxis aber trifft auch der konventionelle Portfoliomanager seine Investitionsentscheide aus einem begrenzten Anlageuniversum (z. B. aus 300 Titeln) und nicht aus der Summe sämtlicher gehandelten Aktien. Manager von nachhaltigen Portfolios arbeiten mit einem Anlageuniversum ähnlichen Umfangs, nur eben mit nachhaltigen Titeln. Für das Rendite/Risiko-Verhältnis ergeben sich somit keine Nachteile.

4. Vorurteil: Nachhaltige Anlagen gibt es nur bei Aktien. Ich aber möchte in Obligationen investieren.

Andreas Knörzer: Auch bei Anleihen rückt der Nachhaltigkeitsfaktor immer mehr ins Zentrum, denn Emittenten, die keinen Raubbau an der Umwelt betreiben und sozial verantwortungsvoll mit Mitarbeitern, Kunden und Lieferanten umgehen, versprechen langfristig eine grössere Rendite mit weniger Risiko als herkömmliche Anleihen. Dass nachhaltiges Management gutes Management ist, gilt dabei für alle drei Kategorien von Schuldnern, die Obligationen ausgeben: Unternehmen, Institutionen und Staaten.

Im Übrigen gelten für Unternehmen bezüglich der Obligationen die gleichen Kriterien wie bei der Aktienanalyse. Prüft man z. B. Institutionen wie die Weltbank auf ihre Nachhaltigkeit, stellen sich Fragen wie: «Was sind die Ziele?» Oder: «Wie setzen sie ihre Mittel ein?» Bei der Länderanalyse berücksichtigt man zudem noch Kriterien aus dem Umweltbereich wie z. B. den Ressourcen-, Energie- und Bodenverbrauch. Auf der sozialen Seite wiederum stellen sich Fragen nach der Verschuldung, dem Umgang mit humanem und sozialem Kapital, nach dem Gesundheits- und Bildungswesen, der Einhaltung der Menschenrechte, dem inneren Zusammenhalt und Aussenbeziehungen. All diese Analysen zeigen, ob eine Institution oder ein Staat als Schuldner für ein nachhaltiges Investment in Frage kommt.

Nachhaltigkeit ist bei den Investoren im Kommen. Heute gibt es viel mehr qualitativ gute Produkte als vor fünf Jahren, als der Kunde nur zwischen vier oder fünf Fonds auswählen konnte. Und das nachhaltige Segment wächst immer stärker. Ich bin froh um diesen Wettbewerb, denn ohne Auswahl gibt es keinen Markt. Der Kunde muss – seinen Risikoansprüchen entsprechend – aber wählen können, ob er in reine Aktien-, reine Obligationen- oder verschiedene Mischfonds – oder sogar in Private-Equity-Angebote investieren will. Denn nur so entwickelt sich Nachhaltigkeit zu einem valablen Markt.

5. Vorurteil: Nachhaltige Anlagen sind ein Marketingtrick der Banken.

Andreas Knörzer: Bei gewissen Banken mag das wohl sein. Sie nehmen nachhaltige Produkte nur in ihr Angebot auf, weil es im Trend liegt und quasi zum guten Ton gehört. Nachhaltigkeit wird als Köder ausgelegt, um dann die anderen gar nicht nachhaltigen Produkte mit zu verkaufen.

Wichtig ist aber, dass der Anbieter sich voll und ganz mit dem Nachhaltigkeitskonzept identifiziert und dass er diesen Sektor auch versteht. Bei Sarasin ist das der Fall, denn hier steht die Geschäftsleitung hinter den Nachhaltigkeitsprinzipien und diese Einstellung fließt auch in die Gesamtbank. Glaubwürdigkeit ist essenziell für Anbieter von nachhaltigen Anlagen. Eine Bank hingegen, die einen Ökofonds lanciert, sechs Monate später jedoch fusioniert und massenhaft Leute entlässt, verliert an Glaubwürdigkeit.

Genauso so wichtig ist aber auch eine seriöse Analyse. Deshalb arbeiten bei uns Portfoliomanagement und Researchteam Tür an Tür. So weiss eine Fondsmanagerin genau, warum ein Titel nachhaltig ist und was das finanziell für Auswirkungen hat. Was hingegen nicht zum erfolgreichen Geschäften mit nachhaltigen Anlagen führt, ist die Einstellung, jetzt auch noch einen Ökofonds zu managen, weil man einfach einen in der Schublade haben muss, obwohl man nichts davon versteht. Qualitativ gut arbeitet man nur, wenn man Nachhaltigkeit als seriöses Geschäft sieht, und nicht nur als Imageprodukt. Eine seriöse und auch transparente Analyse der Anlagen ist deshalb enorm wichtig. Wir z. B. bieten Interessenten an, dass sie den Analysten in unserer Abteilung einen halben Tag bei der Arbeit über die Schultern schauen können.

6. Vorurteil: Was die Welt heute braucht, ist Innovation – nachhaltige Anlagen beschränken nur.

Andreas Knörzer: Auch in der Technologiebranche gibt es die «best in class» bezüglich Nachhaltigkeit, so dass man auch in Neuerungen nachhaltig investieren kann. Viele neue Technologien der Umwelttechnik z. B. zielen auf Verbesserung der Umweltbedingungen, so u. a. bei der Behandlung von Abwässern. Denn auch in der Technik hat man längst erkannt, dass Sustainability ein Anliegen, ja eine Notwendigkeit ist in der heutigen Zeit. Schliesslich ist jeder Fortschritt nur so gut, wie er der Menschheit nützt. Doch der rein technische Fortschritt, kombiniert mit dem grösstmöglichen Shareholder-Value, hat gerade in jüngster Zeit für einige Skandale und Zusammenbrüche grosser Firmen gesorgt. Daher ist Nachhaltigkeit vielleicht gerade die grösste Innovation.

Wer heute nachhaltig investiert, ist allerdings noch in der Minderheit. Er gehört aber sicherlich zu den kulturell Kreativen, die Solidarität für die zukünftige Welt über unmässiges Gewinnstreben stellen. Zudem bin ich überzeugt davon, dass die Anlegergemeinde als Ganzes in Zukunft immer mündiger wird und der Generationenwechsel eine Zunahme der nachhaltigen Anleger bringen wird. Interessanterweise sind es übrigens die Frauen, die da eine Vorreiterrolle spielen. Die Idee zu unserem ersten Nachhaltigkeitsfonds kam jedenfalls von weiblichen Kunden, die sagten: «Es ist zwar schön, dass ich von meinem Vater ein Depot mit Shell- und Novartisaktien geerbt habe, aber ich bin Bäuerin und ich möchte nun mein Geld nach meinen Wertvorstellungen angelegt haben.» Frauen sind im Allgemeinen aufgeschlossener gegenüber Neuem. Und wenn es genügend sensitive Frauen gibt, ziehen die Männer nach.

7. Vorurteil: Wieso soll ich mit meinem Geld einen Beitrag leisten, wenn doch die anderen Anleger sich nicht darum kümmern?

Andreas Knörzer: Es ist ein wachsendes Bedürfnis der heutigen Zeit, soziale Verantwortung und Eigenverantwortung in den Finanzbereich zu tragen. Und jeder Einzelne kann da einen Beitrag leisten zu einem nachhaltigen Umgang mit Mensch und Natur. Zudem ist die Geldanlage ein Ausdruck der persönlichen Einstellungen und Werte. Und ich bin überzeugt, dass es kein Wert sein kann, einfach wie alle andern zu handeln. Vielmehr ermöglichen nachhaltige Anlagen es, die persönlichen Prinzipien, nach denen man lebt, auch im Finanzbereich umzusetzen. Ausserdem zeichnet sich zunehmend ab, dass nachhaltige Investments eine Performance aufweisen, die mindestens marktkonform, wenn nicht sogar besser ist. Im Obligationenbereich wiederum darf man mit weniger Kreditausfällen rechnen, weil die nachhaltige Analyse eines Schuldners viel breiter ist, als die konventionelle.

Zusammenfassend gesagt hat also nachhaltiges Investieren gute Renditechancen. Im gleichen Zug ermöglicht es dem Anleger aber auch, seine persönlichen Wertvorstellungen umzusetzen und einen Beitrag zur Erhaltung einer lebenswerten Welt zu leisten. Dank nachhaltiger Anlagen kann der zunehmenden Sensibilität gegenüber ökologischen und sozialen Fragen somit endlich auch im Finanzbereich nachgelebt werden. Insbesondere auf den Finanzmärkten wird sich dieser Trend in den kommenden zehn Jahren erheblich verstärken, davon bin ich überzeugt. Denn immer mehr Menschen denken in dieser Richtung. Die sieben Vorurteile gegen nachhaltige Anlagen jedoch basieren vor allem auf Nichtwissen und werden kaum Bestand haben.

Geld und moderne Gesellschaft – die Geschichte einer innigen Beziehung

Gleich vor dem Wetterbericht erfahren wir in den Nachrichtensendungen Neues über die Entwicklungen der Börsen und der Devisenkurse. Es gibt Hochs und Tiefs, scheinbar schicksalhaft bewegen sich die Kurse auf und ab, und irgendwie ahnen wir, dass uns dies alles betrifft. Das Geld ist zu einem allumfassenden Medium unserer Gesellschaft geworden, dessen Bedeutung weit über die Vermittlung und wertmässige Abbildung wirtschaftlicher Transaktionen oder die Aufbewahrung von Vermögen hinausreicht. Die moderne Gesellschaft, unsere ganze Kultur – nichts davon ist denkbar ohne das Geld in der Art, wie es heute funktioniert. Georg Simmel (1858-1918), Philosoph und Mitbegründer der soziologischen Wissenschaften, hat diese Tatsache als Erster erkannt und beschrieben. Seine Analyse regt heute noch zum Denken an.

Geld zwischen Konkretion und Abstraktion

Wir nehmen das Geld als Hilfsmittel im wirtschaftlichen Austausch wahr, legen es als Ersparnis zur Seite und rechnen in Geldeinheiten. Geld ist ein Mittel zu wirtschaftlichen Zwecken, es ist wie ein unbeschriebenes Etikett, welches für alles steht, was man sich damit kaufen könnte. Die Erkenntnis, dass Geld selber eigentlich nichts ist, hat sich weit verbreitet. Niemand hat damit Probleme, dass Geld nicht gelagert wird, sondern als Ziffernfolge in einem Computer gespeichert ist. Papiergeld braucht von Notenbanken nicht mehr mit «realen» Goldwerten unterlegt zu werden. Geld steht für eine Schuldverpflichtung oder ein Guthaben, für das Recht, sich Güter oder Dienstleistungen zu kaufen. Geld steht immer für etwas Anderes. Geld als konkrete Erscheinung verkörpert etwas Abstraktes oder umgekehrt: Geld als abstrakte Ziffer verkörpert alles, was man sich damit konkret erwerben könnte. Georg Simmel stellte aus diesem Grund fest, dass nichts so stark wie das Geld den Begriff der Wechselwirkung veranschaulicht. Das Geld steht immer für das, mit dem es in wirtschaftliche Wechselwirkung treten könnte. Geld ist – in philosophischem Sinne – qualitätslos oder anders gesagt: Seine Qualität ist es, reine Quantität zu sein. Es steht z. B. für den Wert eines Stuhls, einer Stunde Arbeit oder von 100 Kilo Meerrettichen. Geld schwankt zwischen Abstraktem und Konkretem, es stellt Beziehungen her zwischen Dingen und Menschen in allen denkbaren Kombinationen.

Die Geldform ist ansteckend

Ganz erstaunlich ist nun, dass alles, was gegen Geld getauscht werden kann, die Geldform übernehmen kann. Plötzlich steht ein Gegenstand nicht mehr bloss für das, was er ist, sondern auch für die Menge des Geldes, die für ihn bezahlt wurde. Es ist deshalb z. B. wichtig, dass teure Marken auch als solche erkennbar sind. Eine Jeanshose ist eigentlich eine Jeanshose, ohne jeden Unterschied – gleiche Machart und Stoffqualität vorausgesetzt. Sobald jedoch die eine Hose mehr gekostet hat, muss das an ihrer Marke erkennbar sein: Die Hose nimmt Geldform an. Man mag einwenden, dass sie ja nicht wie Geld gegen andere Güter eingetauscht wird, jedenfalls nicht in den wohlhabenden Gesellschaften. Die Geldform einer Markenhose wirkt sich jedoch anders aus. Die Marke funktioniert wie die Unterschrift des Notenbankpräsidenten, wie Stempel und Prägezeichen, die aus einem bunten Stück Papier eine Banknote machen. Die Markenhose hat für ihren Träger einen Mehrwert: Sie erkaufte gesellschaftlichen Status, erkennbare Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe – Lifestyle. Wenn die Hose aus der Mode gekommen ist, wird sie nicht mehr getragen, auch wenn sie ihre Funktion noch vollkommen erfüllt. Die Hose repräsentiert eine abgelaufene Währung. Es muss erneut Geld ausgegeben werden für den Ersatz dessen, was ihr verloren gegangen ist: die Geldform.

Individuelle Freiheit und geldvermittelte Abhängigkeit

Das Geld ersetzt persönliche Beziehungen. Es löst personale Abhängigkeiten auf und ersetzt sie durch ein Gefühl individueller Freiheit. Dennoch sind vielfältige Abhängigkeiten durchs Geld vermittelt und werden von uns kaum mehr wahrgenommen. Beispiele sind die Altenpflege, das Hüten von Kindern, die Reinigung der Wohnung, das Waschen der Wäsche. Und mit der zunehmenden individuellen Freiheit der Frauen in der Gesellschaft z. B. sind Märkte für traditionell familiäre Dienstleistungen und Aufgaben des Gemeinwesens entstanden, welche mit Geld abgegolten werden. Die Abhängigkeiten als solche sind nicht aufgehoben, sondern von einem unmittelbar personalen in einen gesellschaftlich-geldvermittelten Kontext verschoben worden. Geldvermittelte Beziehungen sind der gesellschaftliche Kitt, sie konstituieren die moderne Gesellschaft.

Die quasi-religiöse Bedeutung des Geldes

Das Geld erlangt dadurch eine quasi-religiöse Bedeutung. Folgende, bereits erwähnte Aspekte weisen darauf hin:

- Das Geld ist nicht wirklich, es ist eine qualitätslose Form, die über sich hinausweist, und so «Zeuge einer anderen Wirklichkeit».
- Geld durchdringt die Wirklichkeit dessen, was zu ihm in Beziehung tritt: Güter nehmen Geldform an und repräsentieren sie selbst da, wo vom Geld scheinbar nicht die Rede ist, z. B. in der Mode.
- Die Logik des Geldes ist der Kitt der Gesellschaft, sie stiftet Gemeinschaft.
- Das Geld interpretiert auch – und davon war bisher noch nicht die Rede – die Wirklichkeit.

Es nimmt unter diesem letzten Aspekt ganz besonders religiöse Funktionen wahr. Es reduziert einerseits die Komplexität der Wirklichkeit und legitimiert andererseits das, was das Leben den Menschen scheinbar schicksalhaft zuteilt. Die Reduktion der Komplexität der Welt und das Sanktionieren des unerklärlichen Schicksals sind zwei klassische Funktionen von Religion.

Das Geld übt diese Funktionen vorerst ganz praktisch aus: Niemand ist in der Lage, sich auf Märkten den vollständigen Überblick über das Angebot zu verschaffen. Die Situation ist viel zu komplex. Niemand kann beurteilen, ob ein Angebot, das ihn interessiert, zu einem fairen Preis feilgeboten wird. Man weiss z. B. nicht, ob in einer Nachbarstadt die Preise ein und desselben Produkts niedriger sind, und zwar um so viel, dass sich eine Reise dorthin lohnen würde. Das Geld vermittelt nun indirekt Informationen darüber: Ist das Angebot gross, sind die Preise tief, ist die durchschnittliche Qualität der Ware gut, sind die Preise fester etc. So vermittelt das Geld die Fülle der Informationen, die ein Käufer für seinen Kaufentscheid braucht. Das Geld reduziert für ihn die Komplexität und legitimiert gleichzeitig den Preis: Wenn ein Markt gut funktioniert, bringt er begründbare und damit gerechtfertigte Preise hervor.

Geld strukturiert die Gesellschaft

Das Gleiche nun leistet das Geld auf gesellschaftlicher Ebene: Mode, Statussymbole oder Häuser nehmen in der beschriebenen Art und Weise Geldform an. Über diese Güter und die Fähigkeit, über sie zu verfügen, reduzieren wir die Komplexität der Gesellschaft: Es gibt Arme und Reiche, Fahrer von deutschen Luxusfahrzeugen und solche von koreanischen Kleinwagen. Es gibt Leute, die in Golfclubs verkehren und solche, die im örtlichen Schützenverein mitmachen. Einzelne Personen können selbstverständlich Mitglieder verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen sein. Verbindend

ist eines: Das Geld nimmt bei der Stiftung von Gruppenidentität und Status – zwar nicht die einzig entscheidende, aber doch eine zentrale Rolle ein. Die Austausch- und Bewertungslogik des Geldes reduziert so das potenziell unübersichtliche Wirrwarr einer unstrukturierten Gesellschaft, reduziert die Komplexität und erleichtert für den Einzelnen die Identitätsfindung. Gleichzeitig wird der Status Quo legitimiert: Niemand bezweifelt den Anspruch des Erstklasspassagiers, sich auf dem Flughafen in der VIP-Lounge aufzuhalten und als Erster an Bord zu gehen. Er hat ja mehr bezahlt. Auch sein Recht, an schöner Hanglage zu wohnen und im Theater die besten Plätze zu besetzen, wird nicht in Frage gestellt. Das Geld legitimiert die ungleiche Zuteilung von Gütern.

Geld und Bedeutung

Reduktion von Komplexität und Legitimation ungleicher Zuteilung sind als Interpretationshilfe für eine unglaublich komplexe Wirklichkeit bezeichnet und als quasi-religiöse Funktionen des Geldes genannt worden. In der Tat sind diese beiden Funktionen über weite Strecken unserer Geschichte durch die Religion(en) wahrgenommen worden. Ob Kastenwesen in Indien, Lehens- und Ständewesen im europäischen Mittelalter, monarchische Herrschaftsstrukturen – im Hintergrund standen und stehen religiöse Interpretationen der Welt- und Gesellschaftsordnung. Selbstverständlich spielten in diesem Zusammenhang Macht, Politik, Kultur und Geld zu jeder Zeit auch eine Rolle. Die Bedeutung dieser Bereiche war jedoch – mindestens bis zum Anbruch der Neuzeit – immer von religiösen Begründungen abgeleitet.

Die moderne Gesellschaft braucht diese religiösen Interpretationsleistungen nicht mehr – sie werden vom Geld wahrgenommen: Eine Pop-Königin ist eine bedeutende Persönlichkeit nicht etwa, weil sie – dank Gottes Gnadengabe – besser singen könnte als andere junge Frauen oder weil die Botschaft ihrer Lieder absolut neu oder die kulturelle Innovation ihrer Bühnenauftritte bedeutsam wäre, sondern, weil sie viele Platten verkauft und damit viel «Geld macht». Die Menge des «gemachten» Geldes bietet Orientierungshilfen im Hinblick auf die Bedeutung von Persönlichkeiten. Religiöse Begründungen sind überflüssig geworden. Je nach politischem System ist auch der Wahlerfolg von Politikern eine Funktion des Geldeinsatzes geworden. Faktisch legitimiert dann Geld die politische Macht. Man ist nicht Präsident von Gottes Gnaden, sondern dank des Wahlerfolges, der mit Hilfe eines Multi-Millionen-Budgets erzielt werden konnte.

Was nun?

Diese Analyse stellt gewiss die Dinge vereinfacht dar. Sie gibt auch nur wenige Aspekte der Interpretation moderner Gesellschaft von Georg Simmel wieder. Es ist aber deutlich geworden, wie weit in unser Bewusstsein, in unsere gesellschaftlichen Strukturen hinein die Interpretationsmacht des Geldes gedrungen ist. Die historische Entwicklung, welche dazu geführt hat, ist komplex. Die Frage nach Ursache und Wirkung bleibt völlig offen. Unsere Kultur befindet sich in einer sich selbst immer wieder neu begründenden und antreibenden Feedbackschleife. Sie gleicht darin dem Geld, das auch nur zirkulär oder funktional bestimmt werden kann: Geld funktioniert als Geld, weil Güterpreise in Geldwerten bemessen werden und weil Geld als Tauschmittel akzeptiert wird.

Welche Schlüsse sind daraus zu ziehen?

Wir können die durchgängige Interpretationsmacht des Geldes in unserer Gesellschaft weder verhindern noch grundsätzlich überwinden. Es ist aber mehr als deutlich, dass sie nicht nur enorme Vorteile, sondern auch gravierende Nachteile mit sich bringt: Die Grenze zwischen individueller Freiheit und der Vereinzelung von Menschen ist fließend. Das für Laien schicksalhafte Auf und Ab von Börsen und Finanzmärkten hinterlässt Ohnmachtsgefühle. Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich zunehmend: innerhalb von Gesellschaften ebenso, wie zwischen den Ländern der Welt.

Es gilt also, die Rolle des Geldes sowie seine Logik aus kritischer Distanz immer wieder in Frage zu stellen. Diese Fähigkeit verlangt autonomes Denken, die Herausforderung ist vergleichbar mit der «Befreiung aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit», als die Immanuel Kant die Aufklärung bestimmte. Selbständiges Denken bewahrt davor, diesen Zusammenhängen «unmündig» ausgeliefert zu sein. Von den wirklichen Fragen des Lebens wird das Geld niemanden dispensieren können. Es wird niemandem eine einzige Freundschaft ersetzen. Es kann zwar ehemals religiöse Funktionen im gesellschaftlichen Kontext übernehmen. Unmittelbare Gemeinschaft mit Gott oder den Mitmenschen kann es jedoch nicht stiften, ganz im Gegenteil: Es kann dabei sogar im Wege stehen.

Lassen wir deshalb das Geld das sein, was es ist: nützliches Mittel zu einer unendlichen Vielzahl sinnvoller Zwecke. Nur eben: Den Sinn selber kann es uns weder ersetzen noch kaufen.

Pfarrer Dr. Christoph Weber-Berg ist Leiter der Fachstelle der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Er kümmert sich um Fragen der ethischen Geldanlage und der sozialen Verantwortung von Topmanagern.

Geld und der weibliche Archetyp

Bewundern Sie reiche Menschen wie Aristoteles, Onassis oder Bill Gates? Beneiden Sie Ihren Bruder, der sich soeben einen roten Ferrari gekauft hat? Sind Sie stolz, wenn Sie an der Börse in kurzer Zeit eine Million verdienen? Oder schämen Sie sich gar, weil Sie viel Geld geerbt haben? Eines ist klar, Geld mobilisiert Gefühle und Emotionen. Geld ist in unserer Welt einer der Hauptstreitpunkte und gleichzeitig ein geheimnisvolles Tabu. Über die offensichtlich enge Beziehung von Geld und Psychologie sind darum auch schon viele Bücher geschrieben worden. Titel wie «Beziehungskiller: Das liebe Geld», «Der Mythos vom Geld» oder etwa «Der Geist in der Münze» sprechen da Bände. «Mysterium Geld» aber, das Buch von Bernard Lietaer, führt uns tiefer als alle andern in die Welt der Psyche, der Mythen und Archetypen. Der Finanzexperte, der heute in den USA Nachhaltigkeit und archetypische Psychologie lehrt, schöpft aus einem enormen Fundus an Wissen. Aus seinen kreativen und anregenden Verknüpfungen entsteht ein völlig neuer Blick auf unsere Welt, unsere Währungssysteme, unser Geld.

Jung, Yin und Yang

Grundlage für Lietaers psychologische Betrachtung des Geldes bilden die Erkenntnisse des bedeutenden Schweizer Psychiaters Carl Gustav Jung. Jung geht von der psychischen Ganzheit des Menschen aus, welche das Bewusstsein und das Unbewusste umfasst. Das Bewusstsein ist dabei jener Bereich, der wie von einem Scheinwerfer ausgeleuchtet ist. Das, was sich im Dunkel ausserhalb des Lichtkreises befindet, ist hingegen das Unbewusste. Neben einem persönlichen unterscheidet Jung zudem ein kollektives Unbewusstes. Dieses hat nichts mit unseren persönlichen Erfahrungen zu tun. Es enthält vielmehr Inhalte, die alle Zeiten überdauert haben, so z. B. allgemein gültige Erfahrungen und grundsätzliche Seinswahrheiten, welche wir von unseren Vorfahren geerbt haben.

Das Unbewusste äussert sich prägnant in Träumen, Fantasien, Einfällen, Märchen und Mythen. Und damit verknüpft Lietaer nun das jahrhundertealte taoistische Konzept von Yin und Yang, den beiden Elementen, die die Grundordnung der Welt kennzeichnen. Yin und Yang stehen für polare Gegensätze wie: Erde–Himmel, Schatten–Licht, Zusammenarbeit–Rivalität, egalitär–hierarchisch, intuitiv–logisch, weiblich–männlich etc.

Was ist ein Archetyp?

Der Begriff des Archetyps ist eng mit dem kollektiven Unbewussten verbunden. Jung nimmt an, die Archetypen (Urbilder) seien Niederschläge sich stets wiederholender Erfahrungen in der Menschheit, eine Bereitschaft, immer wieder dieselben oder ähnliche mystische Vorstellungen zu reproduzieren. So trägt ein Kind neben dem Bild seiner persönlichen Mutter stets auch ein inneres Bild des allgemein Mütterlichen in sich. Dies setzt sich aus den Erfahrungen zusammen, die Kinder seit jeher mit mütterlichen Figuren gesammelt haben.

Lietaers Arbeitsdefinition hingegen lautet einfach: «Ein Archetyp ist ein wiederkehrendes Bild, das die Gefühle und das Verhalten des Menschen strukturiert. Ein Archetyp lässt sich unabhängig von Zeit und Kultur beobachten.» («Mysterium Geld», S. 22)

Jung wiederum betont den emotional besitzergreifenden Aspekt der Archetypen, ihre Blendung des Bewusstseins. Das ist wichtig im Zusammenhang mit Geld, einem Thema, das ungeheuer mit Emotionen aufgeladen ist. Nach Jung nun gehen alle stärksten Ideen und Vorstellungen der Menschheit auf Archetypen zurück. Alle wissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Begriffe sind durch Anpassung und bewusste Anwendung entstandene Varianten der Urvorstellungen. Durch sie übersetzt das Bewusstsein die Welt des Inneren schöpferisch ins Aussen. So gesehen ist das Währungssystem einer Gesellschaft – auch der unseren – ebenfalls eine Methode, grösstenteils unbewusste archetypische Kräfte auf die sichtbare Welt zu projizieren.

Vier Archetypen machen den Menschen im Wesentlichen aus, wie Jungs «Quaternio» (ein aus vier Einheiten zusammengesetztes Ganzes) zeigt:

1. der Herrscher (das höhere Selbst, Schutz, Richter)
2. der Krieger (Disziplin, Askese, Kraft)
3. der Liebhaber (sinnliche Freuden, Einfühlungsvermögen, Kunst)
4. der Magier (Wissen, Technologie, Religion, Heiler)

Lietaer fügt zu diesen vier den fünften – vergessenen – weiblichen Archetyp hinzu: die Grosse Mutter, den Archetyp der Ernährerin, die erzeugt, nährt und über Leben und Tod ihrer Kinder herrscht.

Was im Schatten liegt, bedroht uns

Das Konzept des Schattens hat seinen Ursprung in einem Traum C. G. Jungs. Dort geht er im Nebel gegen einen mächtigen Sturmwind. In seinen Händen hält er ein kleines Licht, das er um jeden Preis schützen muss. Plötzlich sieht er hinter sich eine riesengrosse schwarze Gestalt. – Das Lichtlein erkennt Jung beim Aufwachen als sein Bewusstsein, die schwarze Gestalt als seinen Schatten.

Bernard Lietaer nun definiert den Schatten als die Art, in der sich ein Archetyp manifestiert, wenn er unterdrückt wird. Während folglich der «normale» Herrscher – wie z. B. König Salomo – herrscht, richtet und beschützt, äussert sich dieser Archetyp bei einem Menschen, der seinen Herrscher im Inneren unterdrückt, in zwei polaren Schatten: Entweder macht er den Menschen zum Tyrannen oder zum Schwächling. Auf das taoistische Konzept bezogen, liegt der eine Schatten im Yang-, der andere im Yin-Bereich. Der Yang-Schatten bläst das Ich auf: Der Tyrann hat ein Übermass an Herrscherattributen. Der Yin-Schatten schwächt das Ich: Der Schwächling weist ein Defizit an Herrscherqualitäten auf. Zwischen den beiden Schatten eines Archetyps gibt es nun immer eine direkte Angstbeziehung: Der Tyrann fürchtet sich, schwach zu wirken – und der Schwächling hat Angst, sich tyrannisch zu zeigen.

Jeder Archetyp hat einen Yin- und einen Yang-Schatten: Beim Krieger ist es der Masochist oder der Sadist, beim Liebhaber die Impotenz oder die Sucht, beim Magier die unüberlegte dionysische Energie oder die apollinische Hyperrationalität.

Feind oder Freund?

C. G. Jung hat darauf hingewiesen, dass der moderne, rationale Mensch dazu neigt, die Macht archaischer Symbole und Archetypen zu verneinen, weil sie rational betrachtet bedeutungslos erscheinen. Dies aber sei töricht, denn sie seien wichtige Bestandteile unserer psychischen Natur und lebenswichtige Kräfte im Aufbau der menschlichen Gesellschaft. Würden sie unterdrückt, verschwinde ihre Energie mit unberechenbaren Folgen ins Unbewusste. Tendenzen, die unterdrückt werden, bilden also einen immer gegenwärtigen und potenziell zerstörerischen «Schatten» unseres Bewusstseins. Der Schatten ist aber nur so lange ein Feind, als er im Unbewussten verbleibt. Können wir ihn bewusst in unsere Persönlichkeit integrieren, wird unser Ich nicht mehr von ihm regiert, sondern kann sich frei entwickeln: Der Schatten wird vom Feind zum Freund.

Geld und der verschwundene Archetyp

Geld erweckt Neid, Bewunderung, Stolz und Abscheu. Also ist unser Geldsystem mit starken Emotionen verknüpft. Und es hat offensichtliche Schattenseiten. Die einen trachten danach, unauf-

hörlich Reichtum anzuhäufen. Die andern müssen fürchten, dass ihnen das Geld ausgeht, dass sie Bankrott gehen oder verarmen. Angst und Gier prägen unsere kollektiven Gefühle in Bezug auf Geld folglich schon so lange, dass wir diese gar nicht mehr hinterfragen: In Sachen Währungssysteme sind wir sehr unbewusst. Die emotionale Wirkung der Währungen sowie deren Schattenpole – Gier auf der Yang-Seite sowie Angst vor Knappheit auf der Yin-Seite – legen aber nahe, dass hier ein unterdrückter Archetypus wirkt.

Da Bernard Lietaer allerdings dem Umgang mit Geld, das die Menschen an den Tag legen, mit den vier Archetypen Jungs nicht beikommt, spürt er wie ein Detektiv Indizien nach, die das Rätsel lösen könnten. Er fragt z. B. danach, welcher Archetyp die Schattenseiten Gier und Angst vor Knappheit hat. Seine Antwort: Die offensichtlichen Schatten unserer Währungen legen nahe, dass hier der – in unserer Gesellschaft weitgehend vergessene – Archetyp der Grossen Mutter unterdrückt wird. Denn Gier und Knappheit gehören als Schatten zum weiblichen Archetyp, der Fruchtbarkeit und Fülle symbolisiert.

Heute sind die Schatten der Grossen Mutter ein unbewusster, aber selbstverständlicher Teil des Geldsystems. Nicht umsonst sagte Adam Smith, dessen Wirtschaftstheorie aus dem 18. Jahrhundert noch heute die Ökonomie dominiert, Geld sei immer knapp, als sei dies das Normalste auf der Welt.

Die Präsenz der Grossen Mutter in frühen Währungen

Nicht immer hat das weibliche Prinzip so sehr im Schatten gelegen wie in unserem Geld. Seit Urzeiten ist der Archetyp der Grossen Mutter, des fruchtbaren weiblichen Prinzips, in Bildnissen dokumentiert. Oft wurde sie dargestellt als schwangere Frau mit prallen Brüsten wie die berühmte Venus von Willendorf (Jüngere Altsteinzeit, ca. 30'000 v. Chr.). Die uneingeschränkte Verehrung der grossen Göttin dauerte bis etwa 3000 v. Chr. Nun ist es logisch, dass in einer Gesellschaft, die das Weibliche kollektiv verehrte und als heilig ansah, das Weibliche auch in der Währung – die ja einen Spiegel der kollektiven Einstellung zum Leben darstellt – sichtbar wurde.

Vieh z. B. war eines der ersten Zahlungsmittel. Noch Homer drückte im 8. Jahrhundert v. Chr. Reichtum unweigerlich in Stück Vieh aus. Auch unser Wort «pekuniär» kommt von *pecus* (lat.: Vieh), während sich der Begriff «Kapital» von *capus* (lat.: Haupt) ableitet. Selbst heute wird der Reichtum eines Viehzüchters an der Anzahl Kühe bemessen, die er besitzt. In den alten Mythen aber ist das Symbol der Kuh eng verbunden mit der grossen Schöpferin und Mutter. Im alten Ägypten z. B. heisst sie «Hathor», Göttin der Schönheit und

des Überflusses, deren volle Euter für die Entstehung der Milchstrasse verantwortlich sein sollen. Sie wird mit Kuhohren dargestellt und gebiert jeden Tag die Sonne, ihr «goldenes Kalb».

Auch die Kaurimuschel, eine der ältesten und am längsten verbreiteten Währungen, trägt weibliche Attribute. Ihre Form ist vulvaartig. Sie kommt aus dem Wasser, einem weiblichen Element, und dient als Gefäss für ein Lebewesen. Traditionell wurde sie mit Wohlstand und Glück, sexueller Erfüllung und Fruchtbarkeit assoziiert.

In China banden die ersten Metallmünzen aus der Bronzezeit das weibliche Element ebenfalls noch mit ein. Diese Münzen sind rund, mit einem viereckigen Loch in der Mitte, damit man sie für Transport und Handel zusammenbinden konnte. Im 11. Jahrhundert v. Chr. war die Beschreibung «huan fa» für die Münzen als «eckig im Innern und aussen rund» sehr verbreitet. Der Grund für das eckige Loch – ein rundes wäre leichter zu machen gewesen – liegt in der Symbolik: In der taoistischen Tradition steht der Kreis für den Himmel, ein Yang-Sinnbild, das Quadrat für das Yin-Element, die Erde. Mutter Erde stand also hier noch in Zentrum des Geldes.

Die Unterdrückung des Weiblichen als Preis für die westliche Zivilisation

Untersuchen wir nun die Symbolik der ersten grossen Handelswährung und Hauptsilbermünze der griechischen Welt, der Drachme, so sehen wir, dass hier schon ein männliches Element überwiegt: Denn der Name der Münze leitet sich ab von «greifen, was die Hand umfassen kann» und geht auf die eisernen Speerspitzen zurück, die als vormünzliches Gerätegeld zirkulierten.

In der Tat lässt sich die stufenweise Unterdrückung des Weiblichen durch die ganze Geschichte des Abendlandes verfolgen. So bewirkten z. B. die indogermanischen Invasionen ab dem 3. Jahrtausend v. Chr., dass die sesshaften, friedlichen, erdgebundenen matriarchalischen Kulturen durch männlich ausgerichtete, mobile und kriegerische Gesellschaften erobert wurden. Die besiegten Männer wurden dabei getötet, die Frauen vergewaltigt und versklavt.

Auch in Mesopotamien setzte sich ab dem 3. Jahrtausend v. Chr. in einem über 2500 Jahre dauernden Prozess eine patriarchal organisierte Gesellschaft durch. Sie ging einher mit der privaten Unterwerfung der Frau. Die Abhängigkeit der Männer vom König und der staatlichen Verwaltung wurde durch die beherrschende Stellung des Mannes als Familienoberhaupt kompensiert.

Wie alle Indogermanen kennen auch die Griechen patriarchalische Mythen. Denn sie entwickelten u. a. auch das rationale Denken, das die Sinne zugunsten des Verstandes und des Intellekts zurückdrängte – der Frau intellektuelle Fähigkeiten aber absprach.

Die Juden nun sind das erste Volk, das sich von einem Buch, der Heiligen Schrift, leiten lässt. In ihr entstand die Vorstellung eines einzigen männlichen Gottes, der die Welt nur durch die Macht des Wortes, ohne Mithilfe des weiblichen Prinzips erschuf. Gänzlich verteufelt wird das Weibliche in der Geschichte von Adam und Eva, die die Schlange – ein altes Symbol für die grosse Göttin – zur Verursacherin des Sündenfalls macht.

Mit dem Neuen Testament wurde die Stellung Gottes als absoluter männlicher Monarch dann zementiert – nur männliche Priester können ihm seither dienen. Das archetypische Dreigestirn, z. B. Isis–Osiris–Horus in Ägypten, nahm in der Heiligen Dreifaltigkeit Gottvater–Sohn–Heiliger Geist eine rein männliche Form an. Die einzige Frau, die übrig blieb, ist die Jungfrau Maria. Ihre unbefleckte Empfängnis aber macht sie für reale Frauen unerreichbar.

Nach der Reformation verschwanden mit der Marienverehrung und den Heiligenbildern auch noch die letzten Überreste an Weiblichem aus einem Teil des Christentums. Die emotionale Verbindung zum Bild weiblicher Heiligkeit wurde abgespalten. Parallel dazu versetzten die Hexenverfolgungen den alten Werten der Göttin – der Achtung gegenüber Natur und Körper – den Todesstoss. Fortan war der männliche Held das Ideal: Als Kreuzritter, Samurai oder Superman, als König, Magier, Priester, Wissenschaftler oder Missionar beherrscht er bis heute unser Denken.

5000 Jahre patriarchalischer Herrschaft haben also ein Denken geformt, das den Geist vom Körper und den Verstand von der Natur trennt – und das bis ins Letzte. Denn der Held musste lernen, Schmerzen schweigend zu ertragen. So verlor er mit der Zeit das Gespür für seinen Körper, seine Gefühle – und somit für das Weibliche in ihm selbst und in der Natur.

Yang-Währungen

Die systematische Unterdrückung des weiblichen Archetyps hat grosse Auswirkungen auf das Geldwesen einer Gesellschaft. Denn wird der weibliche Archetyp verdrängt, entstehen Währungen mit den Yang-Kennzeichen Hierarchie, Konzentration, Kontrolle und Wettbewerb. Sie tragen Zins und gemeinsam ist ihnen allen, dass sie die Anhäufung von Geld durch eine kleine Elite begünstigen.

Die Gold und Silbermünzen, die sich in der westlichen Kultur entwickelten, und unsere konventionellen, zentral kontrollierten Landeswährungen sind typische Yang-Währungen. Eine hierarchisch strukturierte Autorität (Staat, Zentralbank) schuf sie aus dem Nichts. Weil sie Zins tragen, fördern sie das Horten und treiben die Wettbewerbsökonomie an. Ausserdem erzeugt der Umgang mit ihnen ebenfalls Gefühle wie Gier und Angst vor Knappheit auf den Finanzmärkten. Und diese kollektiven Empfindungen sind – gemäss Bernard Lietaer – nichts anderes als die Schatten der Grossen Mutter, des unterdrückten weiblichen Archetyps.

Doch wie so oft ist des einen Leid des andern Freud: Die Währungen der patriarchalischen Hochkulturen sind – zur Freude der Numismatiker – aus beständigen Materialien geschaffen und mit schönen Symbolen verziert, welche einen Herrscher, eine Stadt oder ein Reich glorifizieren.

Yin-Währungen

In den wenigen Gesellschaften, die im Gegensatz zu unserer das Weibliche ehren, war und ist häufig die Entstehung zweier komplementärer Währungssysteme zu beobachten: nämlich einer Yang-Währung für den Fernhandel und einer Yin-Währung für den lokalen Gebrauch. Die Yin-Währung fungiert dabei als reines Tausch- und Zahlungsmittel. Sie zirkuliert ungehindert auf allen Gesellschaftsebenen, ist für alle verfügbar und führt zu langfristigen Investitionen.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Geschichte: Die Brakteaten der Hochgotik (11.-13. Jahrhundert) wurden jährlich aus dem Umlauf genommen und durch neue ersetzt, wobei eine Steuer verlangt wurde. Es lohnte sich also nicht, dieses Geld zu horten. Gleichzeitig ehrten die Menschen der Zeit die Jungfrau Maria, besonders auch in der Form der Schwarzen Madonna, und bauten ihr zu Ehren Hunderte von Kathedralen. Kathedralen wiederum sind Prototypen einer langfristigen Investition, denn ihr Bau erstreckt sich über mehrere Generationen.

Ein ähnliches Zahlungsmittel, das Ostrakon – eigentlich eine Quittung für zu lagernde Güter –, findet man ebenfalls im Ägypten des 13. Jahrhunderts v. Chr. Der Wert dieser Quittungen nahm im Lauf der Jahre ab, weil die Lagerkosten für die Lebensmittel abgezogen wurden. Auch hier fehlte also jeder Anreiz zum Horten. Parallel dazu genoss die Frau eine hohe Stellung und es gab weibliche Gottheiten.

Yin-Währungen haben im Wesentlichen vier Auswirkungen:

1. Sie bewirken wirtschaftlichen Wohlstand für eine breite Bevölkerung.
2. Sie fördern Zusammenarbeit und Investitionen mit langfristigen Perspektiven.
3. Sie entstehen in Gesellschaften, in denen das Weibliche geehrt wird.
4. Sie sind ein Vorläufer der heutigen Bewegung für Lokalwährungen wie z. B. jene der Time Dollars.

Das Geld der Zukunft

Bernard Lietaer stellt fest, dass Kulturen untergehen oder sich verändern, wenn sie auf den Archetyp treffen, den sie unterdrücken. Die friedliebenden archaischen Kulturen z. B. fielen den indogermanischen Kriegern zum Opfer, weil sie ihre Aggressivität nicht ausgebildet hatten. Auch unsere Kultur befindet sich einem Umbruch, weil der unterdrückte weibliche Archetyp erwacht ist. Die derzeitige Krise des Westens ist von der Rückkehr des Weiblichen gekennzeichnet. Das rein männliche und vernunftorientierte Denken, das zugegebenermaßen unsere technischen und viele kulturellen Entwicklungen erst möglich gemacht hat, büsst seinen absoluten Anspruch ein. Ein grundlegender Bewusstseinswandel hat eingesetzt. Er zeigt sich in der Frauenbewegung, im gesteigerten Umweltbewusstsein, im Interesse für ganzheitliche Medizin oder in der Chaostheorie in der Physik. Hierarchische Strukturen werden durch Netzwerke (Internet) ersetzt. Neben der intellektuellen wird nun auch die emotionale Intelligenz neu entdeckt und gefordert.

Kurz: Wir greifen auf die Yin-Energien zurück, welche unsere Kultur bis jetzt abgelehnt hat. Dies zeigt sich auch im Währungssystem: Die lokalen Komplementärwährungen haben sich explosionsartig vermehrt, so dass es heute über 2500 solcher Yin-Währungen gibt.

Lietaer betont aber, dass ein Gleichgewicht zwischen der Yin- und Yang-Wirtschaft unverzichtbar ist für das nachhaltige Funktionieren der Wirtschaft. Sein Modell für die integrierte Wirtschaft der Zukunft umfasst daher zwei komplementäre Kreisläufe: eine Landeswährung für geschäftliche Transaktionen, und daneben gemeinschaftsfördernde Komplementärwährungen für Transaktionen innerhalb einer Gemeinschaft.

Lietaer will mit seinen Büchern also im Wesentlichen zeigen, dass wir die destruktiven Wirkungen des gegenwärtigen Währungssystems positiv verändern können, wenn wir uns die Wirkungsweise des Geldes bewusst machen. Sein Ziel – die Schaffung eines nachhaltigen Wohlstandes für uns und weitere Generationen – ist dabei sicher die Lektüre wert.

Zum Autor

Bernard A. Lietaer kennt unser Geldsystem wie wenig andere. Er setzt sich engagiert für Nachhaltigkeit und eine bessere Zukunft auch des Währungssystems ein. In den 70er-Jahren hat er die peruanische Regierung bei der Optimierung von Währungsgeschäften beraten. Während seiner fünfjährigen Tätigkeit bei der Belgischen Zentralbank zeichnete er verantwortlich für die Einführung des ECU. Nach einer Tätigkeit als Präsident des elektronischen Zahlungssystems in Belgien, leitete er von 1987 bis 1991 einen erfolgreichen Hedge Fonds. Heute widmet er sich wieder der Forschung und hat zahlreiche kontroverse Bücher zum Thema «Geld» geschrieben. An der Sonoma State University unterrichtet er derzeit archetypische Psychologie und am Institute for Sustainable Resources and Agriculture der Universität Berkeley nachhaltiges Wirtschaften. Er ist Autor der Bücher: «Die Welt des Geldes», Arena Verlag, Würzburg 2001, «Das Geld der Zukunft», Bertelsmann, 1999, «Mysterium Geld», Riemann/Bertelsmann, 2000.